## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

# Erinnerungen

an

# Leopold I.

König der Belgier

von

Lucian Herbert.





Leipzig,

Verlag von Friedr. Wilh. Grunow.

1866.

# Inhaltsverzeichniß.

# I.

## Leopolds erste Gemahlin.

Am zweiten Mai 1816 hatte sich Leopold mit Charlotte, der Tochter des Prinz-Regenten von England vermählt. Das Parlament hatte ihm Claremont zu lebenslänglicher Nutznießung und für den Fall, daß er seine Gemahlin überleben sollte, fünfzigtausend Pfund jährlicher Rente auf Lebenszeit zugewendet, und bloß die einschränkende Clausel hinzugefügt, daß er an dieser Rente eine jährliche Einbuße von zwanzigtausend Pfund erleiden sollte, wenn er es vorzöge, sie außer Landes zu verzehren. Freilich schien die Festsetzung einer solchen Witwerrente eine fast lächerliche Formalität zu sein, denn die Prinzessin Charlotte war, als sie heirathete, zwanzig Jahre alt und strotzte von Leben. Sie hatte die nächste Anwartschaft auf den englischen Thron und der Prinz

Consort schien einer großartigen Zukunft entgegen zu gehen.

Die innere Lage Englands war damals keine besonders glänzende. Während englische Soldaten noch in Paris garnisonierten und der englische Feldmarschall Wellington ebenda als Generalissimus aller in Frankreich stehenden alliirten Truppen residirte, wurde England selbst nahezu militärisch regiert. Die Habeas corpus Akte war durch den Beschluß eines dem Ministerium gefügigen Parlamentes suspendirt. Ueberall witterte man Verschwörungen, in England, Schottland und Irland waren Hochverrathsprocesse im Zuge, bei denen scheußliche Provokateurs ihre unsauberen Hände im Spiele hatten. Das Ministerium erlitt bei den Gerichtsverhandlungen eine schmähliche Schlappe nach der anderen. In Edinburgh ward in dem Processe gegen den angeblichen Hochverräther Mackinlay aus Glasgow der erste von der Krone aufgestellte Zeuge, Namens Campbell, gewöhnlichermaßen befragt: ob er von Jemand für sein Zeugniß Belohnung oder Versprechung erhalten habe? Ganz unerwartet antwortet er: „Ja; der Kronadvokat hat mir Straflosigkeit, einen Paß zur Auswanderung nach Preußen und auch die Reise-

kosten versprochen, wenn ich gegen Mackinlay zeugen würde. Ein Paar Schuhe habe ich schon von ihm erhalten, das Geld wollte er mir erst nach dem Urtheil geben.“ Es versteht sich von selbst, daß die Richter den Angeklagten lossprachen.

In London, wo am zweiten Dezember 1816 in der City Unruhen statt gefunden hatten und am achtundzwanzigsten Januar 1817 der Wagen des über alle Begriffe verhaßten Prinz-Regenten angefallen worden war, hatte die Regierung acht Personen als Haupträdelsführer in den Tower sperren lassen und mit einem, dem Matrosen Cashman, kurzen Proceß gemacht, indem sie ihn kurzweg hängen ließ. Gegen die acht, einen gewissen Watson obenan, wurde die Anklage erhoben, daß sie den König ermorden, den Thron umstürzen, Bürgerkrieg erregen, sich der Bank und des Towers bemächtigen, London in Brand stecken, die Soldaten abwendig machen und die Regierungsform mit Gewalt hätten verändern wollen. Die Angeklagten wurden insgesammt freigesprochen, denn die Regierung konnte nur höchst zweideutige Zeugen gegen sie ins Gefecht stellen, darunter namentlich den übelberüchtigten Castle, der selbst an dem Aufruhre mitgewirkt, den Toast

ausgebracht: es sterbe der letzte König, erdrosselt mit den Eingeweiden des letzten Priesters, und der jetzt als Angeber auftrat, nachdem er früher den Agent Provocateur gespielt. Der Vertheidiger des Angeklagten, Wetherell, warf Castle seinen ganzen Lebenswandel vor; seine älteren Angebereien, welche einem seiner Freunde das Leben, einem andern die Freiheit gekostet; seinen Verrath an einem französischen Offizier (Lefebre Dunouettes), den er aus dem Lande zu führen versprochen und fälschlich hintergangen habe, sein Gewerbe als Dirnenhälter, sein Auftreiben von Zeugen gegen die Angeklagten, während er selbst noch im Gefängnisse saß und sich von einem Beamten begleiten ließ, seine jetzigen guten Umstände, die er diesem Beamten und Begleiter verdanke, endlich die ihm vom Gerichte versprochene Begnadigung, wenn er vornehmlich gegen Watson aufträte. Die Rede Wetherell's und das mit Castle vorgenommene Kreuz- und Querverhör enthielten so viel Empfindliches und Beleidigendes für den Gerichtshof, daß sich der Lord Oberrichter Ellenborough und der Sollicitor-General Stecherd mehr als einmal darüber beschwerten, mit dem Zusatz, so etwas in ihrer ganzen Praxis noch nicht gehört zu haben.

Vor Allem griff aber Wetherell den Attorney-General an und machte ihn und seine Anklagerede lächerlich. Er sagte: Mit sechs Generalen, worunter drei nicht reiten könnten und der vierte lahm sei, aber eben so geschwind laufen zu können behauptete, als die übrigen zwei reiten würden; mit einem einzigen Pfund Pulver und Watson's Stinkapparat, mit zwei bis drei Wagendeichseln, mit zehn Schillingen und sechs Pence, mit einer einzigen Pikenspitze, mit dem großen Mörser von Egypten und einer einzigen Menschenstimme gegen den Tower, sollte der Tower erobert, die Stadt beschossen, das Volk bewaffnet, die Soldaten bestochen, die Straßen verrammelt, die Baraken in die Luft gesprengt und der militärische Plan in's Werk gesetzt werden. Dieses nennt der Attorney-General den flagrant civil war, den Watson habe entzünden wollen. Castle's Kreuzverhör von Seite Wetherells war eben so belustigend wie für die Krone blamirend. Erst ist Castle, seiner Aussage nach, nur achtundzwanzig Jahre alt; dann ist er im vierzehnten Jahre als Schmied in die Lehre getreten, hat zwölf Jahre bei einer Witwe gearbeitet und ist seit zehn bis zwölf Jahren von seinem Gewerbe abgegangen. Bald hat er eine Frau

und keine Kinder, dann eine Frau und drei oder vier Kinder; dann weiß er nicht, wo sie lebt, dann lebt sie bei ihren Eltern und er hat ihr Geld geschenkt; dann ist er der sogenannte Beschützer einer liederlichen Anstalt, dann weiß er nicht, daß die Anstalt in seinem Hause ist; dann ist er mit einer Bäckerstochter verlobt, dann ist er bei einem Gastmahl in Boverinhausen erst von Herrn Hunt eingeladen, dann nicht eingeladen, dann nüchtern, dann betrunken, dann wach, dann schläfrig, dann eingeschlafen gewesen, dann ist kein Toast auf den König, dann doch einer ausgebracht worden. Alles dieses um auf Hunt Verdacht zu werfen, welchen Castle, als er sich schlafend anstellte, behorchen wollte, der aber Castle mit Fäusten geweckt und aus dem Zimmer gestoßen hat. Und wie in England und Schottland, so provocirte man auch in Irland Aufstände. Man machte so zu sagen künstliche Fenier. Sir Francis Burdett sagte hierüber in der Unterhaussitzung vom elften Juli 1817 bittere Wahrheiten, welche besser als alle Schilderungen den traurigen Zustand Englands in jenen Tagen malen und zur Prorogation des Parlamentes den Anstoß geben. „Reynolds war“ — sagte Burdett, einen der be-

rüchtigsten Provokateure schildernd — „Reynolds war zur Zeit, als er als Agent der Regierung nach Irland ging, um den Aufstand aufzuschüren und Andere hinein zu verwickeln, in den dürftigsten Umständen; aber nachdem er durch seine Aussagen so viele Menschen, als die Regierung für nöthig hielt, dem Tode überliefert hatte, wurde er mit Belohnung und Geld überhäuft und lebte siebzehn Jahre lang in Glanz und Pracht. An dem Tage, wo Herr Bond und Andere (in Folge der geheimen Anzeige Reynolds) verhaftet wurden, speiste er bei Mistreß Bond, suchte im vertraulichen Gespräch noch Manches, das Vorhaben ihres Gatten Betreffende herauszulocken, nahm eines von ihren Kindern auf den Schooß, versprach ihm, den Vater bald zu befreien und trank ein Glas Wein auf den Untergang der abscheulichen Regierung, welche Irland tyrannisirte; Lord Castlereagh war erster Minister in Irland, als Reynolds das Amt eines Anklägers daselbst versah. Lord Castlereagh ist nun erster Minister in England, wo dieser Reynolds als Spion der Großjury beigegeben war, welche die Anklagen gegen Watson und Andere untersucht hat. In Irland war ein Zeugniß hinreichend, um die Schuld eines

wegen Hochverraths Angeklagten darzuthun, und so verrichtete Reynolds alle Arbeiten selbst. Die Anstellung dieses Reynolds hat im ganzen Lande, dem nur Verleumder Hang zum Aufstande beimessen können, und das erst durch das Spionirsystem verdorben wird, die allerübelste Wirkung hervorgebracht; dem edlen Lord, welcher an der fühllosen Auslieferung unglücklicher Flüchtlinge an despotische Mächte Antheil gehabt, kann eben nicht großes Zartgefühl zugemuthet werden, wenn es Achtung für Völkerrecht gilt. Ich hoffe, es werde noch ein Spionenorden gestiftet werden. Da der Großtorturer Sir — wie heißt er doch — Fitzgerald zum Baronet ernannt worden, so wird Reynolds gewiß Großkreuz des neuen Ordens werden. Das Spionirsystem ist neu in unserem Lande, und könnte man es auch in einem freien Staate für nöthig wähnen, so sollte man es doch nicht zur Schau tragen und das moralische Gefühl nicht durch Lobreden verletzen, wie der edle Lord (Castlereagh) sie täglich auf Spione von berüchtigtem Rufe vorbringt. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß die Aufstellung von Spionen und Anklägern immer ein Beweis von Tyrannei gewesen. In den schlechtesten Zeiten der römischen Impera-

toren, unter Caligula und Nero, wurden sie angewendet. Es ist kein Zweifel, daß damals Verschwörungen gegen diese Despoten bestanden, und wäre der edle Lord Castlereagh Nero's Minister gewesen, so zweifle ich nicht, daß er jenen elenden Angebern dieselben Lobreden gehalten und ihre Grausamkeit so entschuldigt hätte, wie es der damalige Senat gethan. Verschwörungen hatten gegen Nero statt und werden gegen jede schlechte Regierung so lange statt haben, als nicht jedes männliche Gefühl aus der menschlichen Brust verbannt und Furcht (wie der Lord zu wünschen scheint) die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen sein wird. Wir stehen jetzt unter einer militärischen Regierung, unter der Herrschaft des nackten Schwertes, denn überall verwendet man Soldaten, die constitutionellen Rechte kommen außer Gebrauch, das ganze Land ist der Willkür der vollziehenden Macht hingegeben." Und mit Burdett stimmte das ganze Land in der Beurtheilung des englischen Premiers ein. Das zeigte sich bei jedem Anlasse, so auch im Sommer 1817, als Castlereagh von einem Hunde gebissen wurde. Er ging nemlich, von seinem Hunde begleitet, spazieren, als dieser von einem

großen fremden Hunde angefallen und niedergeworfen wurde. Der Lord faßte den fremden Hund am Nacken und zog ihn weg, wurde aber nun von seinem eigenen Hunde, der sich aufgerafft hatte und sich an seinem Gegner zu rächen glaubte, dergestalt in die Hand gebissen, daß der Hund selbst das Maul nicht mehr öffnen konnte und der Lord die andere Hand zu Hilfe nehmen mußte, um es ihm aufzureißen, bei welcher Gelegenheit er auch in diese einen Biß erhielt. Bekanntlich hinkte nun auch Castlereagh in Folge eines 1814 in Paris von einem Pferde erhaltenen Hufschlages. Darauf bauten die Journale der Opposition ihre Stachelreden und meinten, der edle Lord müsse nicht reine Hände gehabt haben, weil sie sein eigener Hund für einen Theil seines Antagonisten gehalten; hoffentlich werde sich der Lord auch den Vorfall für die Zukunft zur Lehre dienen lassen, sich nicht in fremde Händel zu mischen. Man verfertigte folgenden französische Quatrain auf den Vorfall:

Frappé par un cheval et mordu par un chien,
Il paraît, Castlereagh, ciel te condamne,
Du lion de la fable à subir le destin
Gare le coup de pied de l'âne!

In keiner Schule, als in der englischen, der Jahre 1816—1820, konnte Leopold von Sachsen-Coburg besser lernen, wie wenig Gewaltmittel bei einer aufgeklärten Nation verfangen und wie das freiheitliche Element alle Gegenkräfte schließlich überwinde; freilich waren es schlechte Beispiele, die ihm sowohl die gewaltthätigen englischen Minister, als sein eigener Schwiegervater gaben, und wenn er nichtsdestoweniger in seinem häuslichen Leben tadellose Wege wandelt, so muß man dies als sein eigenes Verdienst bezeichnen.

Sein Schwiegervater, der damalige Prinz-Regent und der nachmalige Georg der Vierte, hieß zwar der erste Gentleman Englands, war jedoch in Wahrheit ein Mensch von schlechtesten Sitten, übelberüchtigt in Altengland und darüber hinaus. Der Verdacht der Bigamie lastete auf ihm, denn es unterlag fast keinem Zweifel, daß er mit der Witwe Fitzherbert ebenso in aller Form Rechtens getraut war, wie mit der braunschweigischen Prinzessin, die er eigentlich nur geheirathet hatte, um seinem Vater, der ihn gerne mit einer Oranierin vermählt gesehen hätte, einen Possen zu spielen. Selbst sein Vater hatte die Ueberzeugung, daß der Sohn mit der Fitz-

herbert vermählt sei und erklärte daher noch am Tage vor der Vermählung, daß er die Verantwortung übernehmen wolle, dieselbe nicht geschehen zu lassen, wenn sein Sohn es wünsche. Dieser lehnte aber das Anerbieten ab, die Kronadvokaten hatten ja auf Grund von Vorspieglungen bereits erkannt, daß das Verhältniß zur Fitzherbert kein Hinderniß sei, die Ehe mit Caroline von Braunschweig einzugehen. In Vorspieglungen leistete überhaupt der erste Gentleman Englands Großes. Wenige Tage nach seiner Vermählung mit der Fitzherbert hatte er Fox, der ihm Vorstellungen wegen der Verbindung gemacht und auf die Nachtheile derselben hingewiesen hatte, geschrieben, an den über seine angebliche Vermählung ausgestreuten Gerüchten sei kein wahres Wort. Als Fox bald darauf im Unterhause einen Redner, der auf diese Gerüchte zu sprechen kam, dementirte, indem er sich auf den Brief des Prinz-Regenten berief, machte sich dieser gegen die Fitzherbert über ihn lustig und sagte: „Dieser gute Fox will wissen, wir seien nicht verheirathet — was sagst du dazu?“ Durch eine Vorspieglung hatte der Prinz-Regent die Fitzherbert bewogen, ihm ihre Hand zu reichen. Als keines der gewöhnlichen Mittel bei der

auf Ehre haltenden Witwe verfing und sie selbst seinen Heirathsantrag ausschlug, fingirte er einen Selbstmordversuch und zog aus ihrer Verwirrung und ihrem Mitgefühl für ihn, der vorgab, sich eine lebensgefährliche Stichwunde beigebracht zu haben, Nutzen, indem er ihr das Eheversprechen abnahm.

Aus dem Proceß gegen Caroline von Braunschweig ging hervor, daß der Prinz-Regent seiner zweiten Gemahlin nur einmal beigewohnt habe und daß genau neun Monate weniger einen Tag darauf die Prinzessin Charlotte zur Welt gekommen sei. Selbst bei diesem einmaligen intimen Zusammensein mit Charlotte von Braunschweig war der Prinz-Regent so betrunken, daß er nachher sagte, er wisse nicht einmal, ob er sich mit seiner Gemahlin eingelassen habe. Thatsache ist, daß er sie später nicht nur vollkommen vernachlässigte, sondern sich ihr sogar auf das feindlichste gegenüberstellte, seine Beziehungen zur Fitzherbert aber so vollständig wieder aufnahm, daß er acht Jahre sogar keine andere Geliebte neben ihr hatte.

So beschaffen war der erlauchte Schwiegervater Leopolds. Glücklicher Weise war die Tochter dem Vater nicht nachgerathen. Sie hatte ihre Kinder-

jahre wohl bei ihrer Mutter zugebracht, und verfiel diese auch später einem nicht über jeden Tadel erhabenen Leben, so ist doch anzunehmen, daß sie damals nur einen wohlthätigen Einfluß auf das heranwachsende Kind übte, welches später der Sorgfalt der Lady Cliffort anvertraut wurde und den Bischof von Exeter zum Leiter des Unterrichtes hatte. Charlotte war sehr wißbegierig und begabt, sie lernte nicht bloß, sie studirte wirklich, und zwar mit außerordentlicher Lust, stand des Morgens um sechs Uhr auf und beschäftigte sich mit dem Unterrichte bis zum Abend. Man scheint bei ihrer Ausbildung fast mehr auf ihre Fähigkeiten, als auf ihre Gesundheit Bedacht genommen zu haben. Durch ihren Fleiß und ihr seltenes Talent erwarb sie sich die Kenntniß der besten englischen Schriftsteller, der Geschichte und Regierung der europäischen Staaten, sowie von der Verfassung ihres Vaterlandes. Sie lernte ziemlich geläufig französisch, deutsch, italienisch und spanisch sprechen und schrieb sehr gut in ihrer Muttersprache. Nicht weniger Fortschritte machte sie in den schönen Künsten; sie sang, spielte das Piano, die Harfe und die Guitarre mit mehr als gewöhnlicher Geschicklichkeit. Auch im Zeichnen machte sie Fortschritte.

Der Ausbildung dieser Talente widmete sie einen Theil des eingezogenen Lebens, welches sie seit ihrer Vermählung führte. Selten waren die beiden Ehegatten von einander getrennt. Sie ritten mit einander in die Umgebungen von Claremont, traten oft in die Hütten der Landleute ein und waren die Tröster mancher unglücklichen Familien. In den Morgenstunden machten sie sich gewöhnlich Bewegung und Beschäftigung in der freien Luft. Nachmittags studirte Leopold die englische Sprache, während seine Gefährtin Landschaften zeichnete. Am Abend wurde gewöhnlich Musik gemacht. So glücklich verlebten die beiden Ehegatten ihre Tage, ohne daß sie daran dachten, nach London zu gehen, außer wenn es zu großen Festen nöthig war. Der Hofstaat der Prinzessin bestand nur aus zwei Kammerdamen, einer Ehrendame, einem Schatzmeister und zwei Kammerherren. Die Prinzessin war ihrer Herzensgüte wegen bekannt. Im Jahre 1812 war eine junge Frau wegen Diebstahls zum Hängen verurtheilt worden. Es gelang derselben, eine Bittschrift an die Prinzessin Charlotte zu bringen, und diese bewirkte bei ihrem Vater die Begnadigung jener Frau, welche durch einen Verführer zu dem Diebstahl verleitet wor-

den war. Die durch die Gutherzigkeit der Prinzessin Gerettete kam wieder zur Besinnung und zu guten Grundsätzen und wurde eine achtungswürdige Person. Die Prinzessin Charlotte erfreute sich anscheinend der besten Gesundheit. Sie war von Mittelgröße, eher dick als mager, ohne daß jedoch das Ebenmaaß ihres Körpers dadurch verletzt worden wäre. In ihrem Blick lag viel Würde und Anmuth. Mit einem reizenden Aeußeren verband sie die schätzbarsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Es machte ihr stets eine besondere Freude, den Sprachlehrer ihres Gemahls zu spielen, als dieser mit Eifer dem Studium des Englischen oblag. Dabei leistete ihr ihre Belesenheit gute Dienste. Bei einer tiefen Religiosität war sie trotz der Zerklüftung, die in ihrer Familie herrschte, doch das Muster einer guten Tochter. Für die Kinder, welche ihr Oheim, der Herzog von Clarence, der nachmalige König Wilhelm der IV, mit seiner Gemahlin, der ehemaligen Schauspielerin Jordan hatte, empfand sie stets ein besonderes Wohlwollen. Ihre Gutherzigkeit erhellt auch aus dem Ausspruche, den sie eines Tages gethan: „Lasset die Unglücklichen zu mir kommen, wenn ich je den Thron besteige, wird

man sie vielleicht nur zu weit von mir entfernen." Während ihrer Schwangerschaft hielt sich die Prinzessin in Claremont auf, das sechs Stunden von London entfernt ist. Eben diese Entfernung ließ eine Uebersiedlung nach London wünschenswerth erscheinen, weil es mit Schwierigkeiten verbunden war, alle jene Großwürdenträger rechtzeitig nach Claremont zu berufen, die doch nach den englischen Institutionen bei der Entbindung der präsumtiven Königin von England zugegen sein mußten. Es wurden daher Unterhandlungen wegen Aquirirung eines passenden Hotels in London eingeleitet. Man richtete das Augenmerk auf Marlboroughhouse und die Familie Marlborough ließ sich auch nach langer Weigerung endlich herbei, ihr Stammhaus zu verkaufen und sofort zu räumen. Die Königin machte den Marlboroughs selbst einen Besuch, um ihnen für ihre Coulanz zu danken. Als jedoch Leopold von Claremont nach London kam, um Marlboroughhouse zu inspiciren, fand er dasselbe in einem so verwahrlosten Zustande, daß von dem Gedanken, es vor Charlottens Entbindung zu beziehen, abgegangen werden mußte.

Charlotte entband daher in Claremont. Am

vierten November um drei Uhr Morgens stellten sich die Geburtswehen ein. Es wurden sofort Couriere nach London und anderen Orten abgeschickt, um die Mitglieder des geheimen Rathes zusammen zu berufen. Eine Stunde nachher trafen der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London, der Lordkanzler, der Kanzler Schatzkammer, der Graf Bathurst und der Vicomte Sidmouthe ein. Sir Richard Croft, der Doktor Baillin und alle anderen zur medizinischen Fakultät gehörigen Personen waren beisammen, um der Prinzessin zu dienen. Alles ließ eine glückliche Entbindung hoffen und die Prinzessin befand sich so wohl, als man es nach ihrem Zustande erwarten konnte. Im Verlaufe des fünften November erschienen zwei Bulletins, welche eine nahe glückliche Entbindung ankündigten. Am fünften um neun Uhr Abends wurde Charlotte von einem todten Kinde männlichen Geschlechtes entbunden. Man hat es später Croft sehr verübelt, daß er nicht wenigstens im ersten Augenblick der Wöchnerin den traurigen Umstand verheimlicht habe, daß das Kind todt zur Welt gekommen sei. Doch nahm die Prinzessin die fatale Nachricht mit Fassung entgegen und that eine Aeußerung, welche beweist, wie sehr sich Leopold die

Liebe seiner Gemahlin zu erwerben gewußt hat. „Dieses Unglück" sagte sie, „geht mir sehr zu Herzen, weniger meiner als des Prinzen wegen; man theile ihm diese kummervolle Nachricht mit der möglichsten Schonung mit; vor Allem sage man ihm, daß ich die glücklichste Gattin in England bin."

Als man Leopold das Unglück in schonender Weise beibrachte, sagte er: „Gott sei nichts desto weniger gelobt, wenn nur die Prinzessin gerettet ist." Die Geburtswehen hatten sich nemlich so in die Länge gezogen, daß man schon besorgt war und noch um einen dritten Arzt, Doktor Sims, geschickt hatte. Das Kind war übrigens völlig ausgetragen und sehr schön. Die Wöchnerin war nach der Entbindung sehr ruhig, obgleich erschöpft, weshalb die Staatsbeamten Claremont verließen und nur die Aerzte zurückblieben. Aber auch diese begaben sich, durch zweitägige ununterbrochene Anstrengung und Nachtwachen ermüdet, zur Ruhe, da ihnen das Befinden der Wöchnerin sehr günstig schien. Sie überließen die Sorge für die Prinzessin der Wärterin Frau Griffith. Diese hatte nicht hinlängliche Beobachtungsgabe, um die Verschlimmerung des Zustandes der Prinzessin wahrzunehmen, die gegen Mitternacht ein-

trat, und sich durch Unruhe und Beklemmung kundthat. Erst als die Prinzessin kurz nach Mitternacht eine ihr angebotene Tasse Gerstenschleim nicht hinunterschlucken konnte und über Uebelbefinden klagte, wurde die Wärterin besorgt und eilte nach den Aerzten, welche wieder den Prinzen holten. Dieser verließ nun keinen Augenblick mehr seine leidende Gemahlin, welche kein Auge von ihm verwandte und ihm oft die Hand reichte, selbst während sie von Convulsionen befallen war. Sie behielt bis zum letzten Augenblick ihr volles Bewußtsein, und noch fünf Minuten vor ihrem Tode der um halb drei Morgens eintrat, fragte sie die Aerzte: „ist Gefahr vorhanden?" Nach ihrer beruhigenden Antwort holte sie noch einmal Athem und war nicht mehr.

Ihre Constitution schien also, ungeachtet der anscheinenden Stärke, des blühenden Aussehens und der jugendlichen Kraft, doch nichts weniger als kernig gewesen zu sein. Der Sektionsbefund ergab später, daß eine krankhafte Prädisposition zu Krämpfen, welche im Blute ihren Grund hatten, als die wahre Todesursache angesehen werden mußte.

Leopold war außer sich über die entsetzliche Katastrophe. Er wollte eine Stunde lang die Anzeige

der Aerzte, daß seine Gemahlin gestorben sei, nicht glauben, und blieb hernach sprachlos bei der Dahingeschiedenen.

Am sechsten November schon vernahm London die Hiobspost. Eine außerordentliche Hofzeitung brachte folgende Anzeige:

„Whitehall, sechsten November. Ihre königliche Hoheit, die Prinzessin Charlotte Auguste, Tochter Seiner königlichen Hoheit des Prinz-Regenten und Gemahlin seiner hochfürstlichen Durchlaucht des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, wurde gestern Abends um neun Uhr von einem todten Kinde männlichen Geschlechtes entbunden. Ungefähr nach 12½ Uhr fühlte J. k. H. eine große Schwierigkeit im Athemholen und zugleich Beängstigung und Erschöpfung. Diese beunruhigenden Symptome nahmen zu bis nach 2½ Uhr, wo J. k. H. Ihren letzten Athemzug that, zum unbeschreiblichen Schmerz Sr. k. Hoheit des Prinz-Regenten, des erlauchten Gemahls des Prinzen Leopold und der ganzen königlichen Familie."

Die Trauer war eine allgemeine. In London wurden alle Kaufläden geschlossen, das Garderegiment des Herzogs von Glocester legte Trauerflöre an, die Universität Cambridge beschloß eine Leichenfeier zu

veranstalten. Die Fonds sogar fielen an der Börse, da sich zugleich das Gerücht von einer Erkrankung des Prinz-Regenten verbreitet hatte, dessen sechs Brüder, die Herzoge von York, Clarence, Kent, Cumberland, Sussex und Cambridge entweder gar keine oder doch wenigstens keine erbfolgeberechtigte Descedenz hatten.

Alle Tage verkündigte das langsame Anschlagen der großen Todtenglocke in der St. Paulskirche um die Mittagsstunde den Tod der Prinzessin und manche jugendliche Mutter, die eine Bürde unter dem Herzen trug, wurde bei dem unheimlichen Geläute von Schauern befallen. Alle Schauspiele hörten auf, alle öffentlichen Gastmahle, selbst das den Bürgern von London so theure Lordmayorsfest wurden abbestellt.

Den gemüthlosen Prinz-Regenten ereilte die Nachricht, daß sich die Entbindung seiner einzigen Tochter verzögere, in Southbury, wie denn überhaupt die ganze königliche Familie in jenen Tagen in einer kaum glaublichen Weise über ganz England zerstreut war. Die Königin zum Beispiel, befand sich in Bath. Freilich hat man später die Entschuldigung bei der Hand gehabt, daß man der Prinzessin nur ihren

Willen gethan habe, wenn man sie allein und unbehelligt ließ. Man wies darauf hin, daß sie die Eingezogenheit geliebt und gegen das lästige Hofleben mit seinem Ceremoniel einen solchen Widerwillen gefühlt habe, daß seit Monaten Niemand in Claremont-Park ohne besondere Erlaubniß zugelassen wurde. Wäre der Regent in der Stadt, die Königin in Windsor geblieben, sprengte man nach der Katastrophe die eigene Herzlosigkeit bemäntelnd aus, so würde in einer Periode, wo Alles natürlich in Bewegung ist, diese Bewegung und Unruhe durch eine Menge von Fragen und Besuchen und selbst durch das gewöhnliche Hofceremoniel vermehrt worden sein. Charlottens Mutter befand sich damals bekanntlich außer Landes.

Es ist richtig, daß sobald die Nachricht in Southbury ankam, daß sich die Entbindung in die Länge ziehe, der Prinz-Regent zur Stadt eilte, um mit Zuhilfnahme der Nacht mit dem nächsten Morgen Claremont zu erreichen. Zwei ihm begegnende Couriere wurden auf der Reise aufgehalten. Der dritte, welcher die Entbindung von einem todten Kinde melden sollte, verfehlte den Wagen des Regenten in der Dunkelheit der Nacht. Kaum war der Regent in seinem Palaste Carltonhouse zu London abgetreten,

als ihm durch den Herzog von York und den Grafen Bathurst die Todesnachricht gebracht wurde. Er vernahm dieselbe schweigend. Schmeichler sagen, daß er geweint habe.

Die Boten der Trauer, York und Bathurst wurden nach Claremonthouse geschickt, um den Prinzen Leopold nach dem Palaste zu holen. Angeblich wollte der Prinz-Regent seinen Schwiegersohn durch seinen väterlichen Trost aufrichten und von der Stätte des Jammers entfernen. Leopold, gemüthstiefer als sein Schwiegervater, lehnte die Einladung nach London zu kommen ab. Er vermochte sich von der geliebten Hülle nicht zu trennen.

Die beiden Leichen waren inzwischen einbalsamirt und in Särge gethan worden. Zwischen diesen zwei Särgen, die gleichsam Leopolds Gegenwart und Zukunft bargen, traf der Prinz-Regent seinen Schwiegersohn, als er sich endlich selbst nach Claremont bemühte.

Eine außerordentliche Bestürzung hatte die Todesnachricht in Bath, am Hoflager der Königin, verursacht. Die Königin saß bei der Ankunft des Couriers mit der Prinzessin Elisabeth, der Lady Chester und dem Grafen Taylor an der Tafel. Die

Depesche war an Taylor gerichtet, der hinausgerufen wurde. Bei der Durchlesung erschrack er so, daß er mehrere Minuten lang die Besinnung verlor. Endlich ließ er Lady Chester herausholen. Dies machte die Königin aufmerksam, welche ausrief: „Ich sehe, es gibt eine schlimme Nachricht, verbergt mir nichts!“ Nun entdeckte man ihr die Wahrheit. Die Königin und die Prinzessin begaben sich schweigend in ihre Gemächer. Die Königin wurde ernstlich krank.

Dem Besuche des Prinz-Regenten in Claremont war ein Trostbrief vorangegangen. Wenn man den Londoner Journalen jener Tage trauen darf, so war er sehr rührend abgefaßt und enthielt den verdienten Tribut eines väterlichen Herzens für die Zärtlichkeit, womit Leopold stets das Glück seiner Gattin zu machen gesucht hat. Der englische „Courier“ bemerkte, daß der Prinz-Regent in dem Briefe nicht blos als Vater, sondern auch als Britte gesprochen habe, und daß ihm die ganze Nation vom Herzen beitreten werde, um ihre Erkenntlichkeit dem Manne zu bezeugen, dessen unermüdete Aufmerksamkeit den Todeskampf von Englands geliebter Prinzessin erleichtert habe. Man mag es wohl glauben, was Zeitgenossen hervorheben, daß bei der Zusammenkunft

des Prinz-Regenten mit seinem Schwiegersohne, welche Angesichts zweier offenen Särge stattfand, tiefe Stille und ein sprachloses Gefühl geherrscht haben. Der Regent erholte sich übrigens rasch von seinem Kummer, nicht so Leopold. Dessen Schmerz schien mit einem jeden Tage zu wachsen, und durch die unbedeutendsten Sachen, welche einst seiner Gemahlin angehörten, neue Nahrung zu erhalten. Er weinte, so oft er solcher Gegenstände ansichtig wurde. Er nahm nur an dem Antheil, was ihm ihr Andenken ins Gedächtniß zurückrief. Er schlief wenig und nahm wenig Nahrung zu sich. Obwohl sich viele Mitglieder des königlichen Hauses bemühten ihn aufzurichten, und durch freundliches Entgegenkommen zu zerstreuen, so blieb doch die Empfindung des erlittenen Verlustes übermächtig. Der Prinz blieb in der tiefsten Melancholie versunken und seine einzige Erleichterung waren Spaziergänge in die dunkelsten Theile des Parkes von Claremont, wobei er sich von Niemand als von dem gleichfalls trostlosen Jugendlehrer seiner Gemahlin begleiten ließ. Seit er wahrgenommen hatte, wie die Blätter in jedes feinere Gefühl verletzender Weise bereits die Erbanspüche der 123 Personen zu discutiren anfin-

gen, deren nach Charlottens Tode die Anwartschaft auf den englischen Thron zustand, las er auch keine Zeitung mehr. Hier machte ein Blatt geltend, daß es sogar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, daß ein Napoleonide den Thron Altenglands besteige, da der dreijährige Sohn Jerome Bonopartes der sechszehnte unter den 123 Candidaten sei; dort stellte ein Journal den dreijährigen Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel als Enkel der ältesten Schwester des Königs als nächsten Thronerben in Aussicht. Dabei kamen selbst in den Times höchst barokke Ansichten zu Tage. Ein Freund des Landes empfahl in einem Briefe an die Times, man solle sogleich einen Buß- und Bettag ansetzen, um die ferneren Strafen des Himmels abzuwenden, denn es sei offenbar, daß die Prinzessin Charlotte England nur entrissen wurde, weil mehrere Leute den Sabbath nicht gehörig gefeiert, und einige Große sogar an einem Sonntage den Recitationen Talma's und der Demoiselle Georges beigewohnt hätten. Er empfahl zugleich den Predigern folgende Bibeltexte: „Es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande, sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen, und kommt eine Blutschuld

nach der anderen, darum wird das Land jämmerlich stehen.“ (Hosea 4, V. 1—3.) „Darum, daß die Töchter Zion stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse und geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, wird der Herr ihr Geschmeide wegnehmen, und ihre Thore werden trauern und klagen.“ (Jesaia 3, V. 16.)

Die Bestattung der Prinzessin fand am neunzehnten November statt. Dieser Tag war gewählt worden, weil am neunzehnten November 1810 des Königs jüngste Tochter Amalie zu Grabe getragen wurde. Man hatte seiner Zeit gesagt, daß dieser Todesfall viel dazu beigetragen hatte, den Geist des König zu umnachten.

Am achtzehnten um sechs Uhr Abends brach der Leichenzug bei Fackelschein von Windsor auf. Alle öffentlichen und Privatgeschäfte ruhten an dem Tage, wo Alles, was an Englands Thronerbin sterblich war, dem Grabe übergeben werden sollte. Im ganzen brittischen Reiche war nicht ein Kramladen offen, die meisten Privathäuser sogar waren geschlossen, die meisten Kirchen schwarz behängt. Blaß und sprachlos stieg Leopold in Calremonthouse in den ersten

Trauerwagen, welcher der Leiche seiner angebeteten Gemahlin folgte. Erst gegen zwei Uhr Morgens kam der Zug in Windsor an. Der späten nächtlichen Zeit ungeachtet war der ganze Weg mit Menschen bedeckt. In allen Dörfern, durch welche der Zug kam, wurde geläutet. Nach der Ankunft in Windsor wurde die Leiche der Prinzessin in dem Lower-Lodge benannten Theile des Schlosses ausgestellt. Die Urne mit ihren Eingeweiden und der Sarg ihres Sohnes aber wurden sogleich nach der königlichen Gruft gebracht.

Leopold begab sich sogleich mit seiner Begleitung nach Claremont zurück. Er war so unwohl geworden, daß in den nächsten Tagen Bulletins über sein Befinden ausgegeben wurden. Die Stadt Kingston und die Grafschaft Surrey erließen Beileidsadressen an ihn, in denen gesagt war, daß er, mehr als jemand Anderer, allgemeine Theilnahme verdiene, indem sein Verlust der größte sei, nicht weil ihm die Hoffnung geraubt worden, aus seinem Stamme die künftigen Fürsten des freiesten Volkes der Erde hervorgehen zu sehen, sondern weil alle die erfreulichen Bilder des häuslichen Glückes, des einzig wahren und reinsten dieser Erde, zerstört worden sind.

Der Prinz-Regent hielt sich in Gesellschaft seiner Schwester, der Herzogin von Glocester, in Carlton-house eingeschlossen. Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß an dem Begräbnißtage Charlottens die Gräfin von Albemarle, welcher die Prinzessin Charlotte vorzüglich gewogen war, zu Norfolk an den Folgen einer unglücklichen Niederkunft starb.

Als Curiosum mag erwähnt werden, daß die Anzahl der in der Nacht des neunzehnten November zu Windsor verübten Diebstähle Legion war. Man versicherte damals, daß unter allen Personen, die Einlaßkarten in die Kapelle hatten, nicht eine einzige gewesen sei, die beim Vorzeigen ihres Billets nicht bestohlen worden wäre. Und obwohl sehr viele Konstabler da waren, so wurde doch keiner der Gauner ergriffen. Von den acht Yeomen aus der Garde, welche den Sarg in die Kapelle trugen, sind nachher einige von der Anstrengung krank geworden. Dieser Sarg nemlich, oder vielmehr die in einander gesetzten Särge von Zinn, Mahagoni u. s. w. wogen über 600 Pfund. Als eine nicht unbedeutende Neuerung und als Beweis, daß die Regierung das freie Volk immer mehr an militärischen Glanz zu gewöhnen suche, wurde von den Oppositionsblättern angeführt, daß

bei dem Leichenbegängnisse auch ein Generalquartiermeister, und ein Generaladjutant figurirt hätten, während bisher bei solchen Gelegenheiten noch nie ein Offizier erschienen sei.

Aus dem Namen Princess Charlotte Auguste of Wales machte man das Anagramm: P. C. Her august race is lost; o fatal news!

Die Inschrift auf dem Sarge der Prinzessin lautete:

Depositum illustrissimae Principissimae Charlottae Augustae, Illustrissimi Principis Georgii Augusti Friderici, Principis Walliae, Brittanniarum Regentis, Filiae Unicae Consortisque Serenissimi Principis Leopoldi Georgii Friederici Ducis Saxoniae Marchionis Misniae, Landgravii Turingiae, Principis Coburgi Saalfeldensis, Exercituum Regis Marescalli, Majestatis Regiae a Sanctioribus Consiliis Nobilissimi Ordinis Militaris de Balneo Equitis; Obiit sechsta die Novembris Anno Domini 1817 aetatis suae XXII.

Der Prinz von Coburg erklärte nach der Beerdigung seiner Gemahlin, daß es seine Absicht sei, in Kurzem seinen Geburtsort zu besuchen und im

nächsten Frühling nach Claremont zurückzukehren, um es nie mehr zu verlassen. Er hatte den Lord Lauderdale, der sich eben in Schottland befand, durch einen Courier eingeladen, zu ihm nach Claremont zu kommen. Als er daselbst anlangte, warf sich Leopold in seine Arme und blieb mehrere Minuten in dieser Stellung, während Thränen seine Wangen netzten, und ein Seufzer den anderen jagte: „Ja ich will in Claremont leben und sterben, und fortan mein Leben dazu anwenden, alle Ideen des himmlischen Engels, den ich auf immer verloren, in Ausführung zu bringen!“ Den Worten folgte ein neuer Thränenstrom. Lord Lauderdale blieb drei Stunden und mußte dem Prinzen versprechen ihn wöchentlich wenigstens zweimal zu besuchen.

Als die Londoner Schauspielhäuser endlich wieder geöffnet wurden, war der erste Abend im Drurylanetheater nur dem Andenken an das traurige Ereigniß geweiht, welches das Schließen der Bühne verursacht hatte. Die Loge, in welcher Charlotte sich vordem an der Seite ihres Gatten dem Volke zu zeigen pflegte, war schwarz ausgeschlagen und mit ihrem Wappen geziert, die Scene auf eine feierliche, die Trauer kennzeichnende Weise ausgeschmückt. Man

gab das Requiem von Mozart, Scenen aus dem Messias und andere dem Ernste des Abends anpassende Musikstücke.

Die Bekanntschaft Leopolds mit Charlotte datirte nach Einigen aus dem Jahre 1813, nach Anderen aus dem Jahre 1814. Er soll im Sommer 1814 durch die damalige Herzogin von Oldenburg in Pulteneyhouse Charlotte vorgestellt worden sein und bis zu ihrer Vermählung einen Briefwechsel mit ihr unterhalten haben. Charlotte hätte ihm zweimal im Monate geschrieben.

Nach einer anderen Version hätte Leopold schon 1813 Charlotten kennen gelernt als ihn ein Auftrag der verbündeten Mächte nach London führte. Es war dies kurz nach der Schlacht bei Culm, an welcher Leopold als russischer Oberst theilnahm. (29 bis 30. August 1813). Nach dem ersten pariser Frieden kam er im Gefolge des Kaisers von Rußland wieder nach London. Charlotte hatte seit ihrem vierzehnten Jahr einen eigenen Palast und Hofstaat. Ihr Vater wollte sie ursprünglich mit dem Prinzen von Oranien vermählen, den sie verabscheute, so daß sie ihrer Mutter erklärte, sie wolle wohl je eher je lieber heirathen, um ihre Freiheit zu erlangen, aber nur nicht

den Prinzen von Oranien.“ Dieser zeichnete sich durch eine seltene Häßlichkeit aus, so daß Charlotte stets nur mit abgewendetem Gesichte mit ihm sprach und sich immer krank stellte, wenn sie mit ihm an einem dritten Orte zusammentreffen sollte. Endlich erklärte sie, von ihrem Vater gedrängt, daß sie den Oranier zu heirathen sich entschließen könnte, wenn er seinen bleibenden Aufenthalt in England nehmen wollte. Sie wußte, daß dieß unmöglich war. Aber der Prinz von Oranien schien List der List entgegensetzen zu wollen und nahm die Bedingung an. Da griff Charlotte zu einem letzten Mittel, zu einer Unterredung unter vier Augen. Was sie da dem holländischen Bräutigam sagte, hat nie jemand erfahren — aber obwohl die Brautkleider bereits bestellt und die Familie des Bräutigams zur Hochzeit eingeladen war, so trat der Bräutigam doch nach dieser Unterredung von seiner Bewerbung zurück.

Der Vater glaubte, daß die Schuld nur an Charlotten liege, wenn die Partie rückgängig würde und ließ sie durch den Kaiser von Rußland sondiren. Diesem soll sie offen gesagt haben, daß sie den schönen Offizier aus seinem Gefolge liebe, der sich Herzog Leopold von Coburg nenne. Alexander hinterbrachte die

Botschaft dem Prinz-Regenten, der darüber wüthend wurde und zu Charlotten eilte, um ihr anzukündigen, daß sie ihr Palais verlassen, zu ihm ziehen und Niemanden sehen dürfe, als einmal in der Woche die Königin, bis sie sich eines Besseren besonnen. Charlotten schien diese Aussicht so entsetzlich, daß sie zu ihrer Mutter floh, die auf einer Villa bei London wohnte. Lord Brougham begab sich zu ihr um ihr Vorstellungen zu machen und sie fügte sich endlich. Doch erst, nachdem sie einen Augenblick die Absicht zu erkennen gegeben hatte, an das Volk zu appelliren. Der Prinz-Regent sah endlich ein, daß er eine Tochter habe, mit der nicht zu scherzen sei und gab nach. Leopold, der bereits von London abgereist war, wurde zurückberufen und erhielt die Hand Charlottens zugesichert.

Anmerkung. Als Leopold den belgischen Thron bestieg, verzichtete er auf die Rente von fünfzigtausend, beziehungsweise dreißigtausend Pfund, welche ihm das englische Parlement aus Anlaß seiner Vermählung mit Charlotte auf Lebenszeit bewilligt hatte. Doch machte er die Bedingung, daß gewisse Pensionen weiter bezahlt und das Gut Claremont

in gutem Stande erhalten werde. Das Parlament setzte in Folge dieser Verzichtleistung einen Ausschuß ein, der die Controlle über die Verwaltung der Rentengelder in die Hand nahm. Nach dem Ableben Leopolds erstattete Lord Derby, das letzte noch lebende Mitglied dieses Ausschusses, einen Bericht im Parlament, nach welchem von 1834 bis 1865 von den Rentengeldern 1,099,000 Pfund an den Staatsschatz abgeführt und etwa 400,000 Pfund im Sinne der von Leopold gestellten Bedingungen verwendet worden waren. Claremont überließ Leopold zuerst seinem Schwiegervater Louis Philipp und nach dessen Ableben seiner Schwiegermutter zum Aufenthaltsort. Die letztere, welche man die Niobe des Hauses Orleans hätte nennen können, lebte daselbst bis zu ihrem am 24. März 1866 erfolgten Tode, da ihr Victoria, an welche Claremont nach Leopold's Tode zurückfiel, das Schloß und Gut gastfreundlich zur Verfügung gestellt hatte.

## II.

## Leopolds Schwester.

Der Prinz-Regent hatte keine gute Wahl getroffen, als er den Kaiser von Rußland zu seiner Tochter schickte, um ihr die Liebesgrillen zu vertreiben. Niemand eignete sich weniger zu dieser Vermittlerrolle als gerade Kaiser Alexander, der so recht das Beispiel einer unglücklichen Ehe täglich vor Augen hatte, und daher nicht das geringste Verlangen tragen konnte, eine Ehe zum Abschluß zu bringen, die von vorneherein so schlechte Chancen für ein glückliches Gedeihen hatte. Besonders seit Charlotte sich Alexander gegenüber offen zu Leopold bekannte, konnte sich der Kaiser nicht im Geringsten veranlaßt sehen, die Rolle weiter zu spielen, die ihm der Prinz-Regent in diesem unerquicklichen Familiendrama zugedacht.

Die Schwester des Herzogs Leopold von Sachsen=Coburg war nemlich mit dem Bruder Alexanders vermählt. Die Ehe war eine über alle Begriffe unglückliche. Constantin war ein wilder, jähzorniger gewaltthätiger Mensch, der seine Gemahlin nicht gut behandelte. Wußte er sich doch so wenig zu bemeistern, daß er Offiziere mit Schlägen traktirte, Generälen, die sich erlaubten ihm zu widersprechen, Ohrfeigen antrug und Soldaten, die ihn zu salutiren vergaßen, das Käppchen an den Kopf nageln ließ. Die Affaire mit dem Fürsten Windischgräß hatte ihn in Europa förmlich berüchtigt gemacht. Damit soll nicht gesagt werden, daß er gar keine milden Anwandlungen hatte. So betäubend, ja drohend seine Gestalt war, so blitzte doch aus seinen, von langen und dichten blonden Brauen überdachten Augen zeitweise etwas so Wohlwollendes, daß man dann an seinem wilden Charakter fast hätte zweifeln können.

Constantin war ein schöner Mann, seine Taille hatte die Bewunderung jener zahllosen schönen Frauen erregt, welche den Wiener Congreß in den Verruf gebracht, daß er mehr tanze als vorwärts komme. Dabei hatten seine Formen jene athletischen Pro=

portionen, die man in der civilisirten Welt so selten findet.

Gebildet und belesen wie er war, trug er doch die größte Verachtung für die Männer der Wissenschaft und Literatur zur Schau. Er sprach von den wissenschaftlichen Schätzen des Occidentes mit der Verachtung eines Barbaren; er gefiel sich in militärischem Schaugepränge, bei Feldmanövern, Gardelagern.

Die schlimmsten Tage für seine Frau, die Prinzessin Juliane von Sachsen-Coburg kamen heran, als er sich in das Fräulein Johanna Grudzinska verliebte. Fortan quälte er Julianen vollends und diese wandte sich mit ihrem Leid an ihren Bruder Leopold, der sich einmal das Herz nahm, die Sache Alexander gegenüber in Anregung zu bringen. Alexander hatte in Gesellschaft des Königs von Preußen Paris besucht und bei dieser Gelegenheit hatte Leopold den Muth, ihm das beklagenswerthe Schicksal seiner Schwester an's Herz zu legen und das Wort Scheidung auszusprechen. Wie man vertraulichen Aeußerungen Glauben schenken darf, so hätte diese Unterredung Alexanders mit Leopold den ersteren zuerst auf den Gedanken gebracht, die Zukunft Ruß-

lands ernst ins Auge zu fassen und sich zu fragen, ob Constantin der geeignete Mann sei, Rußland zu beherrschen. Eine Aeußerung Leopolds insbesondere soll Alexander einen Ausweg angedeutet haben, an den er bis dahin nicht gedacht. „Es ist besser," soll Leopold von seinem Eifer, die Interessen seiner Schwester ihrem erlauchten Schwager gegenüber kräftig wahrzunehmen, fortgerissen ausgerufen haben, „es ist besser, der Großfürst Constantin heirathet das Fräulein Grudzinska, als er quält meine Schwester zu Tod!"

Alexander ging ein Licht auf. Das rasche Wort Leopolds bot ihm eine Handhabe, die Successionsfrage zugleich mit der häuslichen Frage zu regeln. Juliane von Sachsen-Coburg schmachtete darnach von ihrem Gemahl erlöst zu werden, und dieser war in die Grudzinska so verliebt, daß es ihm nicht darauf ankam, es Esau nachzumachen und das Erstgeburts- (eigentlich Zweitgeburtsrecht) für ein einfaches Linsengericht zu verkaufen. Da nun Alexander, je mehr er darüber nachdachte, immer entschiedener zu dem Schlusse kam, daß sich sein jüngerer Bruder Nikolaus weit mehr zu seinem Nachfolger eignen würde als der wilde Constantin, der sich so vielfach compromittirt

hatte, so brauchte er nur in die Ehescheidung zu willigen und zu gestatten, daß Constantin die Grudzinska heirathe, um Alles nach seinem Sinne zu regeln.

Von der Unterredung Alexanders mit Leopold scheinen also höchst wichtige Ereignisse zu datiren, welche auf die künftige Gestaltung von Europa Einfluß hatten.

Zuerst kam die Ehe des Großfürsten Nikolaus mit Marie Charlotte, der Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen.

Marie Charlotte hatte, wie alle deutschen Prinzessinnen vor einem russischen Ehebündniß, den griechischen Glauben, und damit den Namen Alexandra Feodorowna angenommen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihr evangelisch glaubenseifriger Vater dazu, und überhaupt zu einer Verbindung mit einem russischen Prinzen seine Einwilligung schwerlich gegeben hätte, wenn nicht damals bereits der Gedanke an die Möglichkeit, ja vielleicht gar schon der Plan existirt hätte, Nikolaus solle anstatt Constantins den Czarenthron besteigen. Zwar findet sich vor dem Jahre 1823 kein wirkliches Zeichen dafür, daß zur Verwirklichung dieses Planes irgendwelche Vorbereitungen gemacht worden wären; indessen bleibt es

immerhin bemerkenswerth, daß, obgleich dieser Plan tiefstes Familiengeheimniß des Hofes bis zu seiner Verwirklichung blieb, im Herbst 1824 ein in Frankfurt an der Oder, also unter preußischer Censur, ausgegebener genealogischer Kalender den Großfürsten Nikolaus zuerst als „Thronfolger" bezeichnete. Am wahrscheinlichsten ist also, daß allerdings der Gedanke an Nikolaus als Thronfolger sowohl bei Alexander als bei Friedrich Wilhelm schon vor dessen Verehelichung mit der preußischen Prinzessin vorhanden gewesen sei, aber zu einem ernst und bestimmt festzuhaltenden sich bei beiden erst dadurch gestaltete, daß sie auf ihrer gemeinsamen Reise nach Frankreich erkannten, wie sich dort in den russischen Truppen, der Stütze des Czarenthrones, ein Geist und Anschauungen entwickelt hatten, welche unter Constantins zu erwartender Sultanenherrschaft zum Umsturz der Dinge führen würden. Es bedurfte sonach eines Czaren, welcher das absolutistische Herrschaftsprinzip unter minder abschreckenden Aeußerlichkeiten, aber mit desto energischerer Consequenz festzuhalten vermögend war. Und dazu erschien Nikolaus allerdings unter den Großfürsten am geeignetsten.

Der Verheirathung des Großfürsten Nikolaus

folgte der förmliche Verzicht Constantins auf die Thronfolge, die Scheidung seiner Ehe mit Juliane von Sachsen-Coburg, seine Verheirathung mit Johanna Grudzinska, die Erhebung dieser letzteren in den Fürstenstand mit dem Prädikate von Lowicz.

Die wichtige Rolle, welche Leopold später im Rathe der Fürsten spielte, ist also in ihren Anfängen eigentlich schon auf das zweite Jahrzehend unseres Jahrhunderts zurückzuführen. Sie datirt gewissermaßen von der Initiative, die er im Interesse seiner Schwester dem Czar aller Reussen gegenüber ergriffen. Diese Initiative hat den Impuls zu einer Reihe von Begebenheiten gegeben, die in ihrem Zusammenhange dazu beitrugen, Europa eine ganz andere Physiognomie zu geben, als welche es bekommen hätte, wenn Constantin statt seines jüngeren Bruders Nikolaus nach Alexanders Tode den russischen Kaiserthron bestiegen hätte.

Anmerkung: „Unsere Zeit" vindizirt der Verbindung Constantins mit Juliane von Sachsen-Coburg einen großen Einfluß auf die Carrière Leopolds. Sie sagt in dem Artikel: „Leopold I., König der Belgier": Den Namen Leopold erhielt

der Prinz zu Ehren seines Taufzeugen, des Kaisers Leopold II. Ein Familiencongreß in der Mitte der neunziger Jahre übte später auf das Geschick des Prinzen Leopold einen entscheidenden Einfluß aus. Die Kaiserin von Rußland, Katharina II., hatte nemlich einen vertrauten Agenten nach Deutschland gesandt, um sich an den dortigen Fürstenhöfen nach einer Prinzessin umzusehen, die sich zur Gemahlin für ihren Enkel, den Großfürsten Constantin, eigne. Dieser Agent kam durch einen bloßen Zufall nach Coburg, erkrankte daselbst und erkannte in dem Arzte, der herbeigerufen worden war, ihn zu behandeln, einen Freund, der seine frühere petersburger Praxis aufgegeben und sich als reicher Mann in seine Vaterstadt Coburg zurückgezogen hatte. Von diesem Arzte auf die schönen heirathsfähigen Prinzessinnen des herzoglich coburger Hauses aufmerksam gemacht, ließ er sich bei Hofe vorstellen und schickte dann die Porträts der jungen Damen nach Petersburg, worauf dieselben zu einem Besuche dorthin eingeladen wurden. Das Loos, Gemahlin des Großfürsten zu werden, fiel der dritten Prinzessin zu; die Vermählung wurde am sechsundzwanzigsten Februar 1796 vollzogen. Bei dieser Gele-

genheit schrieb die Kaiserin Katharina II., deren Tod in demselben Jahre erfolgte, eigenhändig den fünfjährigen Prinzen Leopold als Cadeten in die Listen des Gardecürassierregimentes ein, dessen Uniform er später als russischer General stets getragen hat. So kam Prinz Leopold in russische Kriegsdienste, während von seinen älteren Brüdern dann einer in österreichischen, der andere in preußischen Diensten stand. Gleich nach dem am neunten Dezember 1806 erfolgten Tode seines Vaters, als Coburg von den Truppen Napoleons I. besetzt war, der damals Krieg mit Preußen führte, trat Prinz Leopold in den wirklichen Dienst ein und gewann das Vertrauen des ihm verschwägerten Kaisers Alexanders so schnell, daß er bereits 1808 als russischer General den Kaiser Alexander zu dem von Napoleon veranstalteten Fürstencongreß zu Erfurt begleitete. Im Jahre 1810 mußte er, als Bruder eines deutschen Rheinbundsfürsten, auf Napoleons Befehl den russischen Dienst verlassen. Er begab sich nach Paris, wo er nach Napoleons Aussprüchen für einen der schönsten jungen Männer galt. Dort soll er auch in sehr nahe freundschaftliche Beziehungen zur Köngin Hortense getreten sein. Napoleon erzählt in

seinen Memoiren, Prinz Leopold habe sich bei ihm um einen Adjutantenposten beworben, der ihm aber abgeschlagen worden sei. Im Jahre 1813 übernahm Leopold wieder das Commando seiner Cürassierbrigade und trug bei Culm sehr wesentlich zur Niederlage des Generals Vendamme bei, wofür ihm der St. Georgs- und der Maria-Theresiaorden verliehen wurde.

Leopold war nach einander General in den Armeen dreier Großmächte: zuerst russischer Generalmajor, dann englischer Feldmarschall, zuletzt Inhaber eines österreichischen Infanterieregimentes und somit Mitglied der österreichischen Generalität.

Als König von Belgien hatte er nur einmal Gelegenheit, aktiv im Felde aufzutreten, und zwar gleich nach dem Antritte der Regierung. Während Brüssel noch in Festlichkeiten versunken war, hatte Holland seine Armee auf einen furchtbaren Fuß gebracht. Es fehlte dort nicht an erfahrenen Offizieren, und durch Aushebung von Communalgarden und Anwerbung von Schweizerregimentern war das Heer bis auf 80000 Mann verstärkt, von denen 40000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavallerie mit 72 Kanonen, mit Ausnahme der Garnisonen von

Antwerpen und Mastricht, zwischen der Schelde und Maas disponibel waren. Diese wurden in fünf Divisionen getheilt und dem Oberbefehl des Prinzen von Oranien untergeordnet, der vor Begierde brannte, sich an Leopold zu rächen, der ihm zuerst seine Braut und nun auch seine schönsten Provinzen weggenommen hatte. Die Stellung der Holländer war vortrefflich; sie waren mit Allem reichlich versehen und wurden im Stillen auf das Beste eingeübt. Ein Tagesbefehl vom sechsundzwanzigsten Juli verkündigte zuerst die bevorstehenden Feindseligkeiten und am zweiten August überschritten die Holländer die belgische Grenze, nachdem eine Proklamation sie zur Begeisterung entflammt hatte. Jeder Soldat fühlte sich berufen, die Ehre Altniederlands zu rächen. Alles war gut berechnet; die Belgier wurden getäuscht, insofern sie glauben mußten, daß der Prinz von Oranien einen Versuch gegen Antwerpen machen und über Tienen auf Brüssel rücken wolle. Der Prinz aber hatte den Plan, über St. Trond und Löwen auf die Hauptstadt vorzurücken, der, wenn er mit Schnelligkeit ausgeführt worden wäre, leicht dahin geführt haben könnte, daß die Holländer, nachdem sie Danie und Tieken, die durchaus unfähig waren,

Widerstand zu leisten, einzeln geworfen, schon am siebenten August in Brüssel gewesen wären. Die Belgier hatten erst am vierten August durch ein Schreiben des Generals Chassé den Ausbruch der Feindseligkeiten erfahren. Leopold war damals in Lüttich. Er eilte sogleich nach Brüssel zurück, von wo er Frankreichs Beistand aufrief, obgleich die Minister, die den Zustand der Armee verkannten, sich dagegen erhoben. Der rechte Flügel der Belgier, die Maasarmee, neuntausend Mann Infanterie, achthundert Cavallerie und zwölf Kanonen, stand zu dieser Zeit unter Danie, einem Offizier von Muth, aber ohne Talent, von Hasselt bis Rurmonde. Der rechte Flügel, die Scheldearmee, dreizehntausend Mann, darunter dreitausend Mann Bürgergarde mit zwölf Kanonen unter Tieken war zerstreut von der Schelde bis Turnhout. Da das Centrum nicht gedeckt war, so befand sich hier eine Lücke von mehreren Meilen zwischen beiden Corps. In Flandern standen etwa achttausend Mann. Schon das numerische Uebergewicht war also bei Weitem auf Seite der Holländer, die bessere Disciplin und Anführung gar nicht zurechnen. Die Belgier waren von Allem entblößt und die Berichte der Generale zogen dem Kriegs-

minister Defailly den allgemeinsten Unwillen zu. An seine Stelle kam General d'Hann. Aber mehr als die Minister waren die Generale an der Lage der Dinge Schuld, da sie dem Volke ununterbrochen eingeredet, es brauche nur aufzustehen, um mit bloßen Händen jeden Feind zu erdrücken. Leopold nahm jetzt den Patriotismus der Nation in Anspruch; er berief alle waffenfähigen Männer ein und verlegte sein Hauptquartier nach Antwerpen, weil er hier den ersten Sturm erwartete. Doch dem General Chassé war bedeutet worden, daß die Großmächte Antwerpen in ihren Schutz genommen hätten, daher verlegte der König sein Hauptquartier nach Mecheln, und befahl, nachdem er die Pläne der Holländer durchschaut, dem General Denie, sich bei Westerloo mit der Scheldearmee zu vereinigen. Denie gehorchte jedoch nicht, wodurch die einzige Möglichkeit verloren ging, die Armee zu concentriren und vielleicht ein günstigeres Schlachtfeld zu gewinnen. Die Folge davon war, daß er schon am siebenten durch eine Bewegung des Herzogs von Sachsen-Weimar nach St. Trond umgangen und die Straße nach Brüssel abgeschnitten wurde. Am folgenden Tage rückte der Prinz von Oranien auf Hasselt und fiel mit ganzer

Gewalt auf Denie, dessen Corps kaum den Angriff abwartete, und in wilder Flucht, mit Zurücklassung von Waffen und Gepäck, nach Lüttich eilte. Der Prinz aber kannte die Schwäche seines Gegners nicht genug, und erfuhr erst am neunten, daß er keinen Feind bei Tangern vor sich habe. Erst am elften marschirte die ganze Armee langsam auf Löwen und bedrohte so die linke Flanke Tiekens, da er nun den Befehl erhielt, sich vor Aerschort zu concentriren, um die erwartete Verbindung mit Denie zu erleichtern.

Der König Leopold fand bei den Truppen eine solche Begeisterung, daß er dem Marschall Gerard, der bereits mit einem französischen Hilfscorps marschirte, melden ließ, mit seinem Einzuge in Brüssel einzuhalten. Mit der Armee, zu der funfzehntausend Bürgergarden gestoßen waren, marschirte der König nach Monta zu. Doch die Nachricht, die er hier von der Niederlage Denie's erhielt, änderte Alles. Um Brüssel zu retten, mußte man nach Löwen zurückgehen und hier den Feind bis zu der jetzt nothwendig gewordenen Ankunft der Franzosen aufzuhalten suchen. In der ganzen Armee war jetzt mit einem Male die ärgste Verwirrung eingerissen. Mit Ausnahme des Königs und einigen Wenigen hatte Alles

den Kopf verloren, und die Holländer hätten, wenn Schnelligkeit in ihrem Prinzip gelegen, jetzt das beste Spiel gehabt. Erst am elften Abends erreichten sie Bärtersem, und beschlossen, da sie die Schwäche des Feindes vor sich sahen, einen allgemeinen Angriff, der aber mit wenig Energie ausgeführt wurde. Sie besetzten die brüsseler Straße und schnitten die Communikation zwischen Löwen und der Hauptstadt ab, so daß die belgische Armee, die übrigens auf siebentausend Mann zusammengeschmolzen war, da die Bürgergarden die Flucht ergriffen hatten, keinen andern Weg zum Rückzuge hatte, als eine schmale Straße an dem Kanale von Mecheln. Trotz dem Muthe des Königs, der sich öfter an die Spitze der aus Löwen ausfallenden Truppen stellte und sein Leben mehrmals für Belgien in tapferster Weise in die Schanze schlug, mußte sie sich am zwölften hinter Löwen zurückziehen, und wäre vielleicht vernichtet worden, hätte die holländische Armee sich besser geltend gemacht. Als endlich der Prinz von Oranien seinen Weg verfolgen wollte, traf Lord W. Russel bei ihm ein und forderte ihn im Namen des englischen Gesandten zu einem Waffenstillstande auf, da die Franzosen schon im Angesichte Brüssels standen. So

wurde Leopold aus seiner kritischen Lage gerettet. Später, als die Belgier das von den Holländern besetzte Antwerpen belagerten, erschien der König im dichtesten Kugelregen in den Laufgräben, und der erste, der den neugeschaffenen Leopoldsorden erhielt, war ein Soldat. Es ist bekannt, wie verschwenderisch Leopold später das Leopoldkreuz austheilte. Von den drei bis vier Millionen Belgiern haben nicht weniger als achtzehntausend den Leopoldsorden. Der König bewährte auch hierin seine Schlauheit, indem er auf wohlfeile Weise zehntausend gewann und fesselte. Wer in Belgien einen guten Rock hat, hat in dem Knopfloche dieses Rockes auch das Ordensband. Die Ordensmanie geht so weit, daß die freie Belgierin ihren Gatten verhöhnt, wenn er nicht dekorirt ist, und auf die dekorirten Männer der Freundinnen hinweist. Diese künstlich großgezogene, gleichsam gezüchtete Vorliebe für Orden wird von Staatswegen oft sehr vortheilhaft ausgebeutet. So zahlt der Staat für außerordentliche Missionen nichts, sondern fertigt sich mit den Trägern solcher Missionen durch Verleihung von Orden ab. Dies ist zugleich der Grund, warum sich in Belgien so schwer Personen finden, die es gelüstete, außerordentliche Missio-

nen an Regierungen zu übernehmen, die keinen Orden zu vertheilen haben. Als es galt, die Thronbesteigung Leopolds II. den auswärtigen Regierungen anzuzeigen, hat sich dies klar gezeigt. Der außerordentliche Gesandte, der nach Mexiko ging, schwamm schon längst auf dem Ocean, als noch Niemand nach Nordamerika unterwegs war, wo kein Orden zu holen.

---

## III.

### Leopold und Louis Napoleon.

Im Jahre 1831 ging das Gerücht, daß Louis Napoleon Bonaparte, der eben in Italien Fiasco gemacht und sich über Paris nach London geflüchtet hatte, um den vakanten belgischen Thron candidire. Leopold, der mit Hortense gut stand, interpellirte dieselbe über die Absichten ihres Sohnes in scherzhafter Weise.

„Die Zeitungen wollen wissen," sagte er zu Hortense, „daß Sie nach London gekommen seien, um mir ein Königreich zu entreißen, das ich selbst noch nicht in der Tasche habe."

Hortense gab eine ausweichende Antwort, denn sie wußte nur zu gut, daß ihr Sohn eben nach Ostende hinübergefahren sei, um sich durch den eigenen

Augenschein zu überzeugen, ob in Belgien für ihn nichts zu machen wäre.

Sehr zur Unzeit für ihn wurde seine kurze Anwesenheit in Ostende und Brüssel wahrgenommen und der Welt in der pariser „Tribune" in folgender ziemlich allarmirender Weise signalisirt:

Wie man hört, so hat der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der Sohn des Exkönigs von Holland, von London einen Ausflug nach dem Continent gemacht. Politische Zwecke sollen der Promenade nicht ganz fern liegen. Wenigstens sah man den jungen Bonaparte in Ostende mit Blanqui und Raspail verkehren. Es wäre nicht zu wundern, wenn sich in Ostende ein Congreß von Malcontenten versammelte. Einstweilen wollen wir hoffen, daß das Gerücht, welches die Herren Lafayette und Lafitte eine Badereise nach Ostende unternehmen läßt, ein verleumderisches sei. In letzter Zeit will man den jungen Bonaparte in den Straßen Brüssels gesehen haben, den Blick auf den Nationalcongreß gerichtet. Der Umstand, daß der Prinz dahin wie auf Mecca sieht, dürfte den Herzog Leopold von Sachsen-Coburg bestimmen, die ihm dargebotene Krone etwas rascher anzunehmen, als er dies sonst vielleicht gethan hätte."

Jetzt blieb Louis Napoleon nichts übrig, als die Denunciation der Tribune zu dementiren und er that dies, indem er von London aus folgenden Brief veröffentlichte, der an eine Mittheilung in einem andern pariser Journale anknüpfte:

„Herr Redakteur!

Ich lese in Ihrem Journal vom 23. Juni folgenden Paragraphen:"

„„Die Herzogin von St. Leu hat einige Wochen in London zugebracht. Man vermuthet, daß die Exkönigin von Holland dort gewesen sei, um eine Gelegenheit zu erspähen, ihren Sohn den Belgiern vorzustellen, in dem Falle, daß sie in der Wahl eines Herrschers Schwierigkeiten finden möchten.""

Es scheint, daß man dem Aufenthalte meiner Mutter absolut einen politischen Zweck unterschieben will. Meine Mutter ist nur deshalb nach London gegangen, weil sie sich nicht von dem einzigen ihrer Söhne, der noch lebt, trennen wollte.

Nachdem ich die heilige Sache der italienischen Unabhängigkeit ergriffen habe, sehe ich mich genöthigt einen Zufluchtsort in England zu suchen, da Frankreich mir leider immer verschlossen ist. Meine Mutter trachtet nur nach Ruhe und Stille.

Was mich anlangt, so wäre mein einziger Wunsch, weit entfernt Ideen des Ehrgeizes zu nähren, meinem Vaterlande oder der Freiheit fremder Länder zu dienen, und man würde mich seit langem in dem ruhmreichen Reihen der Belgier oder in denen der unsterblichen Polen erblickt haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß man meinen Handlungen Absichten persönlichen Interesses zuschriebe, oder daß mein Name eine furchtsame Diplomatie beunruhigen möchte, die unfähig ist, an eine uneigennützige Aufopferung oder an ein aufrichtiges Mitgefühl zu glauben, wie es unglückliche Völker einflößen.

London, 17. Juni 1831.

Louis Napoleon Bonaparte."

Später wurde oft behauptet, daß Leopold an die Mission Louis Napoleons von vorneherein glaubte. Als die europäische Presse einstimmig in der scharfen Beurtheilung des Prinzen Louis Napoleon war, als selbst Staatsmänner wie Thiers ihn für einen träumerischen und energielosen Mann hielten, schüttelte König Leopold das Haupt und sagte: „Der Prinz war ein fertiger Kaiser, da er Frankreichs Boden betrat, er wird an der Spitze Frankreichs bleiben, so lange er lebt." Man lächelte über diesen Orakel-

spruch und erstaunte noch mehr, als der sparsame König während der Hundstage der Nationalversammlung die präsidentlichen Wechsel, welche gegen zwanzig und noch mehr Procente Nachlaß begeben wurden, um den vollen Nennwerth von seinen Agenten aufkaufen ließ. Als dies bekannt wurde und der sehr in die Enge getriebene Präsident der französischen Republik durch diesen günstigen Markt seiner Wechsel immer thätiger im Acceptiren ward, spottete Thiers darüber, indem er sagte: „Die Welt wird das Schauspiel erleben, einen Thronprätendenten im Schuldgefängnisse von Clichy zu sehen und ich fürchte König Leopold wird die Gerichtskosten bezahlen müssen." König Leopold, als er dies erfuhr, lächelte und sprach: „Der Prinz wird doch trotz des Protestes der Nationalversammlung sich eine Civilliste geben, groß genug, um an einem Tage mit allen seinen Gläubigern fertig zu werden."

In der That ging die Prophezeihung Leopolds in Erfüllung. Napoleon bezahlte die fünfzehn Millionen schon wenige Wochen nach dem Staatsstreiche. Kaiser Nikolaus, als er von dieser Geschichte erfuhr, sagte: „Mein Bruder Leopold von Belgien escomptirte den Frieden, noch lange ehe der Krieg geboren war."

Als Napoleon in Ham gefangen saß und sein von Genieoffizieren gewürdigtes Buch über die Artillerie schrieb, ersuchte er den damaligen Kriegsminister Bugeaud um einige ihm sehr nothwendig erscheinende Bücher, welche sich in der Bibliothek des Kriegsministeriums befanden. Der tapfere Marschall, der nicht einsehen mochte, was einen Gefangenen Kanonen angehen, schlug die Bitte rundweg ab. Der Gefangene führte darüber, als ihn Louis Blanc in seinem Kerker besuchte, bittere Klage. Louis Blanc erzählte das seinen Freunden in Brüssel und der König, der davon erfuhr, bewilligte dem Gefangenen die seltensten Bücher seiner Privatbibliothek. Während die Freunde des Prätendenten darüber beriethen, wie man diese Schätze über die Wälle Hams transportiren solle, änderte der kanonenliteraturfeindliche Marschall seinen harten Sinn, es wurden dem Prinzen Bücher versprochen; Napoleon zog es jedoch vor, seine Studien und literarischen Arbeiten in Freiheit fortzusetzen und entfloh nach England, von der Liberalität des Königs der Belgier daselbst freien Gebrauch machend.

## IV.

## 1831.

Am vierten Juni 1831 drängte sich eine ungeheure Menschenmenge in dem Park von Brüssel, die wenigen Glücklichen beneidend, welchen die Karten, die sie sich zu erobern verstanden hatten, den Eintritt in den Sitzungssaal des belgischen Nationalcongresses vermittelten.

Ganz Brüssel wußte, daß sich der Congreß von den frühesten Morgenstunden an mit dem Scrutinium befaßt habe, und daß die nächste Stunde darüber entscheiden müsse, ob Belgien von heute an einen König habe.

Allerdings war es noch nicht ausgemacht, daß, selbst wenn der Nationalcongreß sich für den Herzog Leopold von Sachsen-Coburg entschieden haben sollte

die belgischen Wirren damit definitiv beglichen und Belgien dauernd constituirt sein würde.

Die Belgier bestanden auf den natürlichen Grenzen — sie wollten Limburg, und die Londoner Conferenz der Großmächte verweigerte ihnen Limburg. Die Großmächte hatten Belgien eigentlich in den letzten sieben Monaten eine lächerliche Rolle spielen lassen. Sie hatten den Belgiern Wahlen diktirt, um ihnen später abschlägige Antworten anzubefehlen. Sie hatten dem Nationalcongresse nahegelegt, den Herzog von Nemours zu wählen und dem zum König gewählten Prinzen die Annahme der Krone verboten. Jetzt arbeiteten sie dahin, daß der Congreß den Prinzen Leopold wähle, sannen jedoch dem letzteren gleichzeitig an, den belgischen Thron, wenn er ihm vom brüsseler Congresse offerirt werden sollte, nur unter den von der londoner Conferenz festgesetzten Bedingungen anzunehmen. Dem widerspenstigen, auf Limburg und seiner freivotirten Verfassung beharrenden Belgien stellten sie eine militärische Exekution in Aussicht und drohten ihm, daß dreißigtausend französische und eben so viele preußische Bajonnete sich in Brüssel ein Rendezvous geben würden.

So lagen die Sachen, als am vierten Juni der Nationalcongreß zusammentrat, um den König der Belgier zu wählen. Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß an demselben Tage der pariser Figaro die brüsseler Königswehen in einem „die Königsmacher" betitelten Artikel persiflirte, der folgendermaßen lautete:

Die Königsmacher. Der Schauplatz ist nicht auf dem Markte oder auf dem Theater, auch werden die darin auftretenden Personen nicht durch Schauspieler vorgestellt, sondern Alles geht in Belgien vor, in der geheimen Sitzung des Nationalcongresses. Ein Deputirter: meine Herren, ein Beweis, daß unsere Thätigkeit sich auf der Höhe der Umstände hält, ist, daß wir uns seit drei Monaten alle Tage versammeln, um nichts zu thun, als einen König zu ernennen. Der Präsident: meine Herren, die Discussion wird fortgesetzt. Der Deputirte: ich komme auf meine gestrige Rede zurück. Ich glaube, eine Republik, zugeschnitten nach dem Muster der Republiken von Carthago, Rom, Sparta, Theben oder Egypten würde herrlich für uns passen. Wir hätten einen Senat oder Archonten, Ephoren oder Aedilen, daran liegt wenig; vor Allem dringend ist es nur, uns wegen

der Form der zu errichtenden Regierung an das klassische Alterthum zu halten. Ich habe hier einen niederländischen Telemach. Wenn die edle Versammlung mir einen Augenblick Gehör schenken will, so will ich ihr die Stelle lesen, wo Minerva den Sohn des Ulysses unterrichtet, wie das Volk von Ithaka regiert werden soll. Ein Deputirter: Ich widersetze mich der Vorlesung des Telemachs. Der Redner ist nicht an der Frage. Der Präsident bringt die Verweigerung zur Abstimmung, sie wird angenommen. Der Deputirte: Meine Herren, ich schlage die Republik von San Marino vor. Man zahlt den Staatschef in Naturalien, er erhält jährlich zehn Säcke Mehl, zwei Krüge Oel und monatlich zwei Ochsenviertel, nebst einer Frau. Der Präsident: Ich möchte den ehrenwerthen Redner erinnern, daß es in Belgien kein Oel giebt; es wäre dafür Butter vorzuschlagen. Der Deputirte: Das ist unmöglich, ich nehme meinen Vorschlag zurück. Ein Deputirter: Von jeher war die Legitimität die feste Grundlage der Staaten; ich möchte daher auf Zulassung des Prinzen von Oranien zum Throne antragen. Der ganze Congreß: Zur Ordnung, zur Ordnung die Orangisten! Der Redner verläßt die Tribune. Ein

Anderer besteigt sie und beginnt. Mit gerechter Scheu betrete ich diese Tribune, von der schon viele beredte Stimmen ertönten. Der Redner spricht lange über eine persönliche Angelegenheit und begiebt sich dann auf seinen Platz zurück. Ein Anderer: Da die Discussion noch nicht geschlossen ist, so möchte ich dem Congresse zu rathen wagen, uns unter die Autorität des Bürgerkönigs zu stellen. Wollen wir Belgier bleiben, so müssen wir Franzosen werden. Ein Anderer: Man würde dem Herzog von Nemours Donna Maria da Gloria zur Gemahlin vorschlagen. Ein Franzose und ein Brasilianer würden uns ganz gut verstehen. Ein Anderer: Das ist ein Trug, ein solcher Handel mit dem Königthum! Man sollte nur dem Prinzen von Oranien die Hand einer der Töchter des Königs Ludwig Philipp anbieten. Ein Anderer: Wie wär's, wenn wir den Prinzen Leopold mit einer Tochter des Königs von Preußen nähmen? Ein Anderer: Oder einen österreichischen Prinzen mit einer Prinzessin von Leuchtenberg. Ein Anderer: Oder ..... Das Volk, das die Holländer vertrieb und das unter dem König Wilhelm von Oranien wenigstens lebte, in dem jetzigen Belgien aber bei der Unsicherheit der ganzen Lage Hun-

gers stirbt, stößt jetzt die Thüren des Congresses ein, und verlangt mit großem Geschrei Brot und Arbeit. Der Präsident: Die öffentliche Ruhe werde respektirt! Volk, unterbrich deine Repräsentanten nicht! Sie machen einen König! Volk: Brot! Brot! Der Präsident: Ihr sollt Ordnung erhalten! Das Volk: Gebt uns Arbeit! Der Präsident: Wir verbessern die Gesetze! Das Volk: Gut, macht Euren König. Wir wollen verdammt sein, wenn wir wieder die Waffen ergreifen. Die Preußen rücken in Belgien ein, vertheidigt Euch! Der Präsident: Die Sitzung ist aufgehoben.

Die Sitzung wurde aber am vierten Juni nicht resultatlos aufgehoben. Das Scrutinium ging vielmehr ordentlich vor sich und nach einer Stunde nahm der Präsident unter athemloser Stille das Wort.

„Meine Herren," sagte er, „hundertsechsundneunzig Mitglieder haben auf den namentlichen Aufruf geantwortet. Der Prinz von Sachsen-Coburg hat hundertzweiundfünfzig Stimmen erhalten; Herr Surlet de Chokier vierzehn Stimmen; neunzehn Mitglieder haben nicht mitgestimmt; zehn Stimmen sind gegen den Prinzen Leopold. Ein Zettel ist vernichtet worden. Da der Prinz von Sachsen-Coburg

die Mehrheit für sich hat, so erkläre ich, daß im Namen des Volkes der Nationalcongreß dekretirt: Artikel I. Der Prinz Leopold Georg Christian Friedrich von Sachsen-Coburg ist zum König der Belgier proklamirt, unter der Bedingung, daß er die Constitution annimmt, so wie sie vom Nationalcongreß dekretirt worden ist. Artikel II. Er nimmt den Thron erst dann in Besitz, wenn er feierlich im Schooße des Nationalcongresses den nachstehenden Eid geleistet hat: Ich schwöre, die Constitution und die Gesetze des belgischen Volkes zu beobachten, die Nationalunabhängigkeit und Integrität des Gebietes zu erhalten.

Am siebzehnten Juli 1830 hatte der König Wilhelm von Oranien Belgien verlassen, um es nie wieder zu betreten — eine eigenthümliche Fügung wollte es, daß der siebzehnte Juli 1831 die belgische Revolution schließen sollte.

An diesem Tage betrat der gewählte König der Belgier, Leopold von Sachsen-Coburg, den belgischen Boden, nachdem die Großmächte ihm und den Belgiern bezüglich Limburgs noch einige Concessionen gemacht.

Am einundzwanzigsten Juli wogt es in den

Straßen von Brüssel von Menschen, die Häuser sind festlich geschmückt, man erwartet den Einzug des Königs.

Die Masse drängt sich besonders der place royale zu, wo vor der Kirche St. Jakob eine elegante und leichte Gallerie erbaut ist, aus deren Mitte sich der Thron erhebt. Längs der Brüstung der Gallerie sieht man Wappenschilder mit den Namen: Brüssel, Lüttich, Saint-Walburg, Berchem, Namur, Löwen, Venloo — den Hauptpunkten, wo das belgische Volk für seine Freiheit gestritten hat.

Ueber den Schildern erblickt man Trophäen, unter welchen sich die Blouse am besten ausnimmt.

Weiße Flaggen tragen die Namen der einzelnen Provinzen, über denselben wehen dreifarbige Nationalwimpel.

Auf dem Thronsessel liest man die Worte: l'union fait la force.

Die Häuser an der Place-Royale gleichen einem Amphitheater, denn Fenster und Dächer sind von reichgeschmückten Damen eingenommen.

Zu beiden Seiten des Freiheitsbaumes spielt die große Harmoniemusik abwechselnd die Brabançonne — die belgische Nationalhymne — dann die Marseillaise und die Parisienne.

Der Freiheitsbaum zeichnet sich, obwohl entblättert, von den andern mit dreifarbigen Bändern gezierten Bäumen des nahen Parkes durch vielfachen Schmuck aus.

Das Glockenspiel der Jakobskirche läßt jetzt auch die Brabançonne erklingen, denn der Aufmarsch eines Uhlanenregimentes kündigt die Ankunft des Nationalcongresses und des bisherigen Regenten Surlet de Chokier an — desselben, der bei der Königswahl vierzehn Stimmen gehabt.

Dem Congreß werden königliche Ehren erwiesen. Die Truppen präsentiren das Gewehr, die Trommeln wirbeln, das Volk bricht in Jubel aus.

Die Congreßmitglieder lassen sich auf der Gallerie zur Rechten und Linken des Thrones nieder, vor welchem fünf reichverzierte Sessel stehen, welche für den Präsidenten des Congresses, den König, den Regenten und die beiden Vicepräsidenten bestimmt sind.

Jetzt kündet der Donner der Kanonen an, daß der König Laeken, die reizende Residenz vor den Thoren Brüssels, verläßt — eine Viertelstunde später reicht man ihm bei St. Jean de Molenbeck den Ehrenwein.

Noch eine Viertelstunde und der Bürgermeister begrüßt am Laekener Thore den König.

Der Zug setzt sich inmitten des Spaliers, welches die Armee und die Nationalgarde vom Thore bis zur Place-Royale bildet, in Bewegung.

Voran die reitende Gensdarmerie, Uhlanen und Cürassiere, ihnen nach die reitende Bürgergarde und die Jäger von Chastelon.

Dann die im September 1830 verstümmelten Braven, unter ihnen ein Offizier auf einem mit Lorbeeren umwundenen Tragbette.

Dann die Commission der Belohnungen, die Pompiers, der Stab der Armee und der Bürgergarde, die Deputation des Congresses, welche dem König bis Laeken entgegengegangen war — endlich der König selbst, zu Pferde und im Costüm eines belgischen Generals, von einem glänzenden Generalstabe umgeben.

Zurufe empfingen den König allerorten — unter dem Jauchzen der Menge stieg er, auf der Place-Royale angekommen, vom Pferde und begab sich auf die Gallerie, wo er den Prinz-Regenten, der ihn empfing, mit einem verbindlichen Lächeln begrüßte.

Der Präsident des Congresses ließ sich nun auf

einen Sessel nieder, nachdem er den König und den Regenten eingeladen, sich zu seiner Rechten zu setzen.

Nachdem der König sein Erstaunen über den schönen Anblick, den die Place-Royale und die angrenzenden Straßen darboten, ausgedrückt, bemühte sich der Präsident durch Zeichen den Acclamationen des Volkes, welche nicht aufhören wollten, ein Ende zu machen.

Dann erklärte er die Sitzung für eröffnet und wandte sich mit folgenden Worten an den König:

„Sire, wir haben uns versammelt, um den Eid entgegen zu nehmen, welchen die Constitution vorschreibt. Ich werde zuerst das Wort dem Herrn Regenten zuerkennen, damit er seine Vollmacht in die Hände des Congresses niederlege."

Der Regent erhob sich, um seine Gewalt niederzulegen, worauf ihm der Präsident des Congresses dankte.

Hierauf las der Deputirte Graf Vilain XIV. dem König die Constitution vor.

Der Deputirte Nothomb überreichte die Eidesformel dem König, welcher sie lächelnd entgegennahm.

Eine tiefe Stille lagerte sich über den ungeheuren, menschenbedeckten Platz.

Die Ceremonienmeister stellten einen Sitz vor den Thronsessel.

Der König sprach mit fester, sicherer Stimme:

„Ich schwöre, die Constitution und die Gesetze des belgischen Volkes zu beobachten, die National-unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des Gebietes zu erhalten."

Kaum hatte der König die letzten Worte, auf die er besonderen Nachdruck legte, beendet, so brach ein unermeßlicher Jubel aus.

Fünfzigtausend Menschen riefen wie aus einer Kehle: „es lebe der König!"

Die Musik schmetterte, die Kanonen donnerten darein.

Man reichte dem König eine Feder, mit welcher er das Eidesprotokoll unterzeichnete, und die er dann Herrn von Brouckere, dem Bürgermeister von Brüssel, weiter gab.

Und nun bestieg Leopold als König von Belgien den Thron.

Die fünf Sessel, welche vor diesem standen, sind verschwunden, der Schauplatz hat plötzlich eine neue Gestalt angenommen.

Der König steht allein auf der oberen Estrade.

Unter demselben steht der Regent, zur Rechten und Linken gruppiren sich die Generale und Minister, weiter die Mitglieder des Nationalcongresses.

Und zum ersten Male spricht der König von Belgien zu seinem Volke:

„Ich nahm die Krone, die Sie mir anboten, nur in der Absicht an, ein eben so edles als nützliches Werk zu erfüllen, berufen zu sein, die Institutionen eines großherzigen Volkes zu befestigen und seine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Mein Herz kennt keinen andern Ehrgeiz als den, Sie glücklich zu sehen. Stolz darauf, Belgier zu sein durch Ihre Wahl, werde ich mirs auch zum Gesetze machen, es stets durch meine Politik zu sein. Die Nation geht aus einer heftigen Krise hervor; möchte dieser Tag allen Haß verlöschen, alle bitteren Rachegefühle verschwinden lassen; möge ein Gedanke alle Belgier beseelen, der Gedanke einer offenen, aufrichtigen Vereinigung. Ich würde mich glücklich schätzen, beizutragen zu diesem schönen Resultate. Ich hoffe für Belgien ein Pfand des Friedens und der Ruhe zu sein — aber des Menschen Voraussicht ist nicht untrüglich. Wenn wir, trotz so vieler Opfer, um den Frieden zu erhalten, mit Krieg bedroht würden, so würde ich keinen Anstand nehmen, an den

Muth des belgischen Volkes zu appelliren, und ich hoffe, daß es sich ganz und durchaus seinem Oberhaupte anschließen würde zur Vertheidigung des Landes und der Nationalunabhängigkeit."

Wieder jubelt das Volk — der König hat den richtigen Ton angeschlagen, mit den Belgiern zu sprechen. Er hat seine Regierung auf eine glückliche Art inaugurirt und Belgien wirklich erobert.

---

## V.

## Zur Charakteristik Leopolds.

Niemand eignete sich weniger zu einem Helden der Anekdote als der erste König der Belgier. Schlagfertiger Witz war, so hübsch er auch einmal einen Kellner in einem pariser Café, der sich etwas gegen ihn herausgenommen, abtrumpfte, doch im Ganzen nicht seine Sache. Ruhig, gesetzt und gemessen ging er seiner Wege. Sein Charakter verrieth sich selbst in dem abgemessenen, fast ehrfurchtsvollen Gruße, mit dem er seine Schwiegertochter bedachte, wenn er ihr an einem öffentlichen Orte begegnete. In seinen letzten Lebensjahren soll sein Sinn für Förmlichkeit ein so ausgesprochener gewesen sein, daß er sich gern in großer Uniform sah und zeigte. In früheren Jahren liebte er die Ungenirtheit mehr; am meisten trug er sie in Ostende und in Antwerpen zur Schau. In früheren Jahren namentlich streifte er, sobald er nach Antwerpen kam,

das höfische Wesen und Ceremoniell ganz ab und wenn man ihn durch die Straßen von Antwerpen bummeln gesehen hätte, so würde man geschworen haben, daß man einen biederen flämischen Bürger aus dem Mittelstande vor sich habe. Später freilich trat eine Spannung zwischen ihm und den Antwerpnern ein; sie datirte von dem Tage, wo er seine fixe Idee: „ich brauche drei Monate Zeit" etwas zu schroff hervorzukehren anfing. Er war nemlich der Ansicht, daß er sich und seiner Familie ein Asyl bauen müsse, in welchem er sich drei Monate zu halten im Stände wäre. Er war überzeugt, daß diese drei Monate genügen würden, eine Reihe mächtiger Freunde für ihn zu bewaffnen, daß ihm vor Allen England zu Hilfe kommen würde. Antwerpen sollte dies Asyl sein. Für Antwerpen that er, was Louis Philipp für Paris gethan hatte, und die Befestigungen Antwerpens kosteten Belgien verhältnißmäßig so viel wie Louis Philipp und den Franzosen die Befestigung von Paris. Er ließ sich durch keine Protestationen der Antwerpner, durch keine Deputationen irre machen, und seit er die letzteren ungnädig angefahren und entlassen, hatte er es mit den Antwerpnern gründlich verdorben.

Manchmal liebte er es auch in Brüssel sich gehen zu lassen. Er pflegte oft mit seiner Tochter am Arme die Straßen zu durchstreifen und vor den Auslagskästen einer Modwaarenhandlung oder eines Buchladens stehen zu bleiben. Vater und Tochter pflegten sich in dieser Beziehung gegenseitig Concessionen zu machen. Charlotten lockten die glänzenden Auslagen der Rue de la Madeleine an, wo hinter Spiegelfenstern indische Shawls und mailänder Seidenstoffe winkten — Leopold war ein Bücherfreund, wie sich ihn der ehrgeizige Schriftsteller nicht besser wünschen kann. Vor Allem aber las er deutsche Romane. Keine bedeutendere Erscheinung auf diesem Gebiete entging ihm; er las mehr als der energischeste Leihbibliothekleser und es sollen jährlich fünf bis sechshundert Bände deutscher Romane in sein Cabinet gewandert sein. Die großen deutschen Verlegerfirmen in Belletristicis liebten und verehrten den Lesekönig und nannten ihn ihren besten und sichersten Kunden.

Das Behäbige, Schlichte, welches Leopold in seinen guten Tagen auszeichnete und seinem ganzen Wesen den Stempel des Bürgerkönigthums aufdrückte, überging auf seinen ältesten Sohn und dessen Hausstand. Belgische Hausfrauen haben die Sparsamkeit

der Kronprinzessin oft wohlgefällig bemerkt. Von dem Stoffe, aus welchem sich die Herzogin von Brabant eine Robe hatte machen lassen, fiel immer etwas für das kleine Töchterchen ab und manchmal erhielt selbst das Schooßhündchen ein Jäckchen aus dem Seidenreste. Wenn das herzogliche Paar seine Abschiedsvisiten in Ostende machte, so hätte Niemand der sie nicht kannte, in ihnen das künftige Herrscherpaar vermuthet. Sie gingen zu Fuße, ohne daß ihnen ein Bedienter gefolgt wäre; die Herzogin im einfachen, runden, schlepplosen Seidenkleide hing wie eine Bürgerfrau am Arme ihres Gemahls und hinterdrein trottete das buntbejackte Schooßhündchen der Kronprinzessin.*)

*) Seit der Thronbesteigung Leopold's II hat sich dies natürlich etwas geändert. Der junge königliche Hofhalt in Belgien scheint nachholen zu wollen, was seit langen Jahren unter Leopold I verabsäumt worden war. Seit dem Tode der Königin Louise war keine Damencour erlebt worden, die junge Königin erst gewährte dies Schauspiel den Brüsselern. Fünfhundert Damen, alle in strenger Trauer, defilirten vor Ihrer Majestät vorbei. Der Aufwand an der königlichen Tafel ist jetzt großartiger als früher. Eine ganz neue Klasse von Livreebedienten ist thätig. Sie tragen Stahlknöpfe, Spitzenband und Degen, so daß sie den französischen Marquis am Hofe des achtzehnten Ludwig gleichen.

Der Verfasser dieser Erinnerungen hat noch den König vor Augen, wie er als Brautwerber für seinen ältesten Sohn und in Begleitung dieses letzteren nach Oesterreich kam. Es war im Jahre 1853, in dem Jahre wo die Fürsten Europas nach Oesterreich pilgerten — Leopold im Frühling nach Wien, Nikolaus im Herbst nach Olmütz. Oesterreich war damals noch viel umworben, die Phrase von seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln noch nicht ad absurdum geführt. Die entente cordiale zwischen Oesterreich und Rußland bestand noch ungebrochen, vor Nikolaus defilirten im Lager bei Olmütz am 23. September fünfundvierzigtausend Mann, fünfzehn Infanterie- und elf Cavaleriereqimenter. Ein Jahr später konnte Nikolaus zu Orlof Angesichts einer Büste Sobiesky's sagen: wenn Du, Orlof, einen größern Narren als Sobiesky kennen lernen willst, so sieh mich an; Sobiesky hat Wien von den Türken, ich habe es von den Ungarn befreit.

Der König von Belgien zeigte sich damals in Wien in der Uniform seines Infanterieregimentes.*)

*) Das Regiment König der Belgier ist steyrisch. Es hielt sich in Schleswig-Holstein ungemein tapfer. Als das Regiment einmal in Parade vor seinem königlichen Inhaber ausrückte, machte diesem der Hund, der die große

Der weiße Waffenrock mit den gelben Aufschlägen, das hohe Tschako ließen ihn noch größer erscheinen als er schon war; aber er wurde doch noch von seinem Sohne überragt, der die dunkle Uniform der belgischen Grenadiere trug. Die ungeheure, breite Bärenmütze stach absonderlich ab gegen die dünne, aufgeschossene Figur des Jünglings. Noch heute kann ich mir den jungen König von Belgien nicht gut in Uniform denken. Er sieht gar so feierlich, bürgerlich, wohlwollend aus, er hat so gar nichts martialisches an sich. Dazu kommt noch sein Hinken, welches freilich nur dann augenfällig hervortritt, wenn er schnell geht. Beim langsamen Schlendern bemerkt man es kaum. Heute ist Leopold II nicht mehr so schmächtig wie 1853, wo er sich in Wien vorstellte, aber er hat doch immer nichts Stattliches.

Trommel zog, vielen Spaß. Dieser Hund machte durch fast zehn Jahre alle Märsche und Kriegszüge mit dem braven Regimente mit und rettete in Schleswig-Holstein mehr als ein Menschenleben. Wie die Neufundländer der Bernardiner am St. Gotthard die im Schnee Verscharrten den Mönchen signalisiren, so bezeichnete der Regimentshund durch heftiges Bellen die Stellen, wo ein schwerverwundeter Steyrer hilflos und einsam lag. Der alte invalidgewordene Hund ist jetzt in Graz, wo das Regiment gegenwärtig garnisonirt, bei einem Wirthe in Pension untergebracht.

Wie denn Leopold immer und überall der Glückliche war — sei es, daß er den griechischen Thron ablehnte, oder den belgischen annahm, sei es, daß er eine englische oder eine französischen Königstochter freite, sei es, daß er in Oesterreichern oder in Mexikanern spekulirte, sei es, daß er für seine Kinder Bräute oder Bräutigame in Oesterreich suchte — so holte er sich auch im Jahre 1853 in Wien außer einer schönen und liebenswürdigen Schwiegertochter auch einen Haupttreffer in österreichischen Neununddreißigerloosen, von denen er eine große Menge aufgestapelt hatte. Er nahm die Kunde, daß er zweimalhunderttausend Gulden Conventionsmünze gewonnen habe, mit großem Vergnügen entgegen, denn er liebte das Geld.

Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß sich der Sohn des belesensten Mannes in Belgien zu einem halben Schriftsteller qualificirte. Der Herzog von Brabant ist ein feingebildeter Mann und führt eine so gute Feder, daß er ohne Selbstüberhebung von sich sagen konnte: „wenn ich genöthigt wäre, vom Throne herabzusteigen, so könnte ich mich als Schriftsteller ernähren, wie sich mein Großvater Louis Philipp als Professor ernährt hat.“

Ueberhaupt hat Leopold II eine gewisse Aehnlichkeit im Wesen mit seinem Großvater, ja aus Jugendporträts Louis Philippe's soll hervorgehen, daß selbst Physiognomie und Gestalt Aehnlichkeiten aufzuweisen haben. Da würde sich wieder die Wahrheit der Behauptung erproben, daß die Familienähnlichkeit eine Generation zu überspringen pflegt. Ein deutscher Diplomat, der Gelegenheit hatte, den jungen König von Belgien lange zu beobachten, sagte von ihm: „er spricht gern und mitunter zu viel, gerade so wie Louis Philippe im Anfang seines Königthums.*)

Wenig bekannt dürfte die Art und Weise sein, wie Louis Philippe den König der Belgier auf seine

*) Es ist bekannt, daß Leopold II als Kronprinz zur clerikalen Seite neigte, und daß man deshalb manche Besorgnisse, selbst für die Verfassung hegte. Dieselben haben sich glücklicherweise nicht bewahrheitet und Leopold II scheint, was die objektive Auffassung der so heiklen belgischen Verhältnisse anlangt, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten.

Als Kronprinz beschäftigte sich Leopold II viel mit Plänen eine belgische Flotte und belgische Colonieen zu gründen. Auch an eine belgische Niederlassung in den Ardennen dachte er. Mit der Zeit wird wohl das Naheliegende, Praktische den Sieg über das Ferne, Chimärenhafte davon tragen und Leopold II wird dahin kommen, der öden Campine und den wenig bevölkerten Ardennen seine landesväterliche Aufmerksamkeit zuzuwenden und Aegypten — Aegypten sein lassen.

Töchter aufmerksam machte. Als ihn Leopold eines Tages in Paris besuchte, sagte der schlaue König, der gern eine seiner Töchter an den Mann gebracht hätte, zu ihm: „Sehen Sie sich meine drei Mädchen an; Louise ist eine sanfte Blondine, Marie eine feurige Brunette, Clementine dürfte Ihnen zu jung sein. Aber sehen Sie sich die Trias nur an, und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Ihnen nicht eine davon gefallen sollte.“

Leopold wählte die älteste, die sanfte Blondine Louise.

In seinen späteren Lebensjahren sah man den König eine ausgesprochene Vorliebe für das düstere Jagdschloß in den melancholischen Ardennen zur Schau tragen. Er behielt diese Vorliebe bis zu seinem Ende, denn noch in einem der letzten Jahre ruhte er von den unaussprechlichen Schmerzen, die ihm eine fortgesetzte Reihe von Operationen verursacht, in dem Ardennenschlosse aus. War es blos die Vorliebe für die durch Shakespare's Muse geheiligten Forste*), welche den König nach den Ardennen zog,

*) Im Ardennenwald spielt bekanntlich Shakespeare's phantastisches Lustspiel: Wie es Euch gefällt. Welches Liebesleben weiß Shakespeare in diesen Wald zu zaubern, den der

oder hatte diese Hinneigung tiefere Gründe? Sollte es wahr sein, daß sich ein interessanter Liebesroman

von seinem Bruder vertriebene Herzog mit folgenden Worten apostrophirte, als er sich in seine Schatten geflüchtet:

Kamraden, Brüder der Verbannung, nun,
Macht die Gewohnheit nicht dies Leben süßer
Als jenes in gemalter Pracht? Sind nicht
Die Wälder hier mehr fern von der Gefahr
Als jener neiderfüllte Hof? Denn hier
Trifft uns nur Adams Buße, nur der Wechsel
Des Jahrs, des Wintersturmes eisger Zahn
Und grober Ansaus. Wenn er aber beißt,
Mich anbläst, bis vor Kält ich ganz erstarre,
Sag lächelnd ich: S' ist keine Schmeichelei:
Das sind Rathgeber, die mir, was ich bin,
Eindringlich zeigen . . . .

Und Amiens, des Herzogs Freund, singt von demselben Ardennenwald:

Wer im Gebüsche hier
Lagern sich will mit mir,
Einen der Stimme Klang
Mit süßer Vöglein Sang,
Komm hierher, komm hierher, komm hierher;
Denn hier erscheint
Ihm nie ein Feind
Als Regenschauer und Winter.

Bild auf Bild rollt sich nun im Ardennenwalde vor uns auf, von jener Scene angefangen, wo Prüfstein, der Narr, der Rosalinde und Celia begleitet, den Wal mit den Worten begrüßt: „nun bin ich im Ardennenwald und ein doppelter Narr" bis zu dem drolligen Auftritte, wo Orlando seine

an das Schloß der Ardennen knüpft? Thatsache ist, daß es einen jungen Grafen der Ardennen gibt; Thatsache ist ferner, daß eines Tages auf einem Balle in Brüssel die Aufmerksamkeit des Königs auf ein schönes Mädchen, die Tochter eines belgischen Obristen, gelenkt wurde. Einige Zeit nachher hieß es, das Mädchen habe einen Herrn Mayer geheirathet und Herr Mayer sei unmittelbar nach der Trauung verschwunden. Kein Mensch weiß zu sagen, wohin er gegangen. Die Einen wollten wissen, daß er, von dem König reich ausgestattet, nach Amerika übersiedelt sei, die Anderen behaupteten, er habe unter der Bedingung der Nimmerwiederkehr eine einträgliche Stellung auf den ungarischen Besitzungen des Königs erhalten. Aber auch Frau Mayer sah man nicht mehr in Brüssel. Sie übersiedelte zu-

Liebesgedichte an die Bäume des Ardennenwaldes klebt mit den Worten:

Da hange Vers, Du meiner Liebe Zeuge:
Und Du, dreimal gekrönte Königin
Der Nacht, Dein stilles, frommes Auge neige
Zum theuren Namen Deiner Jägerin!
O Rosalinde, Schrift leih' ich den Bäumen;
Daß jedem Auge, das den dunklen Wald
Je schaut, das Zeugniß Deiner Tugend strahlt,
Grab' ich in ihre Rinden all mein Träumen.

erst nach Laeken, später nach dem einsamen Ardennenschlosse und lebte an beiden Orten in größter Zurückgezogenheit. Der König kaufte ihr später ein Gut im Preußischen bei Düsseldorf und sie schrieb sich von diesem Besitzthum fortan Mayer von Eppinghoven. Ob sie der König geheirathet hat, weiß man nicht. Viele wollten eine seiner letzten Reisen nach England mit dieser formalen Sicherung ihrer Zukunft in Zusammenhang bringen.

Wenn es gilt, den König zu charakterisiren, so muß man auch jene Charakterzüge in Rechnung bringen, die das Gesammtbild nicht verschönern. Hieher gehörte neben der Geldliebe*) ein gewisser Eigensinn, mit Rücksichtslosigkeit gepaart. Freilich manifestirte sich die letztere nur in kleinen Dingen, in großen Angelegenheiten zeigte sich immer der staatskluge Mann, welcher der force majeure der Verhältnisse alle Rücksicht angedeihen ließ. So war Leopold der erste Monarch, der nach dem Staatsstreiche in Frankreich der Logik der Thatsache Rechnung trug. Während manche andere Potentaten ihren Kopf aufsetzten und den Parvenue an der Seine

*) Bekanntlich hinterließ Leopold ein Vermögen von circa hundert Millionen Francs.

ignoriren zu können glaubten, setzte sich der König von Belgien sofort auf guten, freundnachbarlichen Fuß mit Napoleon und machte auch seinen Einfluß bei der Königin von England und Lord Palmerston zu Gunsten des Napoleoniden geltend. In diesem Einflusse ist vielleicht das Geheimniß der frappirend schnellen Anerkennung Napoleons seitens England's zu suchen. Und die in die Geschichte jener Tage Eingeweihten wollen wissen, daß Leopold durch diese kluge Haltung Napoleon entwaffnet und bestimmt habe, die bereits auf seinem Schreibtische ausgefertigt liegenden Dekrete über die Einverleibung der französischen Departements Belgiens zu zerreißen.

Im Kleinen freilich konnte Leopold mitunter sehr rücksichtslos sein. Da hielt er Minister und Diplomaten halbe Stunden lang an offenen Fenstern im Zuge fest und wunderte sich dann über die Schwächlichkeit des diplomatischen Corps, welches fortwährend rheumatisch affizirt war.

Freilich schlug auch für ihn, den Rüstigen, dem die Zugluft sonst nichts anzuhaben vermochte, die Stunde der Vergeltung — die Stunde, wo er einem Bekannten seinen Zustand mit den melancholischen vier Worten signalisirte: Je suis en démolition!

Seine Seelengröße war über jeden Zweifel erhaben. Sie verrieth sich bei großen Anlässen, wie 1848, wo er ruhig zu seinem Volke sagte: wenn Ihr mich nicht wollt, so sagt es, ich bin bereit abzudanken. Sie gab sich im Kleinen kund, wo er gleichmüthig hinnahm, was andere Fürsten unfehlbar mit Ungnade gelohnt hätten. Wem fällt hier nicht die kühne Frage des Luftschiffers Nadar ein, als der König scherzweise zu ihm gesagt hatte: „man sagt, Sie seien Republikaner, Herr Nadar?"

„Und Sie nicht, Sire?" gegenfragte Nadar naiv und entlockte damit dem König ein Lächeln. Aber trotz dieser Seelengröße war Leopold nicht von der Eitelkeit frei, seine Kinder auf Thronen untergebracht zu sehen. Die Annahme der mexikanischen Krone durch seinen Schwiegersohn Max von Oesterreich war zumeist des alten Königs Werk. Die Eitelkeit des Vaters ging hier mit dem Ehrgeize der Tochter Hand in Hand. Daß sich Leopold 1858 bemühte, seinen zweitgeborenen Sohn, den schwerhörigen Grafen von Flandern,*) auf den moldowallachischen Für-

*) Der Graf von Flandern wandte sich von jeher mit Vorliebe dem Studium der Landwirthschaft zu. Er ist Präsident des landwirthschaftlichen Centralvereins von Belgien

stenstuhl zu setzen, ist eine bekannte Thatsache. Der damalige belgische Gesandte Coolenbrook betrieb die Intrigue in Constantinopel so lebhaft, daß ihm der Sultan seine Pässe zuschickte.

dessen Motto das Wort Swifts ist: Wer an einer Stelle, die bisher nur einen Grashalm trug, deren zwei aus der Erde hervorzuzaubern verstand, hat für das Wohl der Menschheit mehr gethan, als der Eroberer, der zwanzig Schlachten gewonnen hat. Der jetzt dreißigjährige Graf hat sich, als er den rumänischen Thron ausschlug, gewiß des Vaters erinnert, den sein guter Geist davor bewahrte, König der Griechen zu werden. Er hielt sich als kluger Landwirth an das beatus ille, qui procul negotiis.

Der Graf von Flandern besitzt nicht die Eitelkeit eines bekannten deutschen Fürsten, der durchaus nicht an seine Blindheit glauben lassen will und sich daher, wenn er ausreitet, von seinen Adjutanten, die ihn in die Mitte nehmen, aufmerksam machen läßt, wann er die Grüße der Begegnenden zu erwidern habe, um sie glauben zu machen, er sähe. Der Graf von Flandern macht aus seiner Schwerhörigkeit kein Hehl. Witzlinge behaupteten, daß ihm diese Schwerhörigkeit sehr zu gute kam, als ihn die Rumänen riefen.

## VI.

### Leopolds zweite Gemahlin.

Selten ist wohl die Heirath eines Monarchen unter so verhängnißvollen Auspizien in Scene gegangen, wie jene Leopolds mit der französischen Königstochter. Die Lage des Bräutigams war eine nicht weniger prekäre wie jene des präsumtiven Schwiegervaters, der erst im Juni 1832 eine Emeute niedergeschlagen hatte und aufathmete, als die Gedenkfeier der Julitage ohne eine neuerliche Revolte vorübergegangen war.

Die Londoner Conferenz trieb immer noch ihr zweideutiges Spiel mit Belgien und war glücklich beim siebenundsechzigsten Protokolle angelangt. Die Belgier waren dieses zwecklosen Hin- und Herschreibens so müde, daß sie der Erneuerung des Krieges

wie einer rettenden That entgegensahen, die ihnen den Alp einer unerträglich gewordenen Lage von der Brust nehmen sollte. Am einundzwanzigsten Juli 1832 war die Frist abgelaufen, bis zu welcher die Holländer die Citadelle von Antwerpen geräumt haben sollten. Da die letzteren keine Anstalten zum Räumen trafen, so zog sich die belgische Armee, auf dem Papiere 106000 Mann stark, immer näher gegen das von den Holländern vertheidigte Mastricht heran und die Feindseligkeiten konnten täglich eröffnet werden.

Leopold verließ Brüssel wöchentlich wenigstens einmal, um die verschiedenen Armeecorps zu inspiziren. Heute galt sein Ausflug den in Löwen, morgen den in Diest concentrirten Truppen, und wenn er nach Brüssel zurückkehrte, so geschah es immer mit der Besorgniß, daß ihnen mißliebige Demonstrationen auf den Straßen oder im Theater erwarten könnten. Die Entrüstung über das Hin- und Herzerren der belgischen Conferenz machte sich in dem Rufe: à bas les ministres — la guerre! la guerre! Luft, welche dem König allerorten entgegentönten und ein Regen von zur Aktion drängenden Adressen ergoß sich über sein Haupt. Wir wollen

hier die Brüsseler Adresse citiren, welche die gespannte Situation am besten kennzeichnete. Sie lautete:

Sire! Am Vorabend der Ereignisse, welche der jetzige Zustand in Europa nothwendig nach sich ziehen muß, den durch die Diplomatie verlangten neuen Opfern gegenüber, als Nation in die Wechselwahl gestellt, entweder neue Erniedrigungen zu dulden, oder zur Gewalt der Waffen Zuflucht zu nehmen, ist es Pflicht aller Bürger, die ihr Vaterland und ihren König lieben, sich an denjenigen zu wenden, den ihre Wahl an ihre Spitze gestellt hat, und in dessen Hände sie das kostbare Pfand ihrer Ehre und ihrer Unabhängigkeit niedergelegt haben. Wir wissen es, Sire, wir haben nichts von dem Fürsten zu fürchten, der, indem er die Krone annahm, den Eid leistete, Alles, was den Belgiern theuer ist, aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen; er wird seine Verpflichtungen zu erhalten wissen. Die Nation wird ihrerseits nicht hinter dem zurückbleiben, was ihr König von ihr erwarten kann; sie wird die Freiheiten und die Nationalität, die sie errungen hat, zu vertheidigen wissen. Die Uebereinstimmung zwischen dem Monarchen und dem Land ist ein sicherer Bürge

des Sieges: Sire, die unterzeichneten Einwohner von Brüssel nehmen sich die ehrfurchtsvolle Freiheit, sich an Eure Majestät zu wenden, um Ihnen die kürzlich durch unsere Kammern so würdig ausgedrückten Gesinnungen zu wiederholen und die Versicherung zu geben, daß Sie überall eine mächtige und energische Stütze für alle Maßregeln, welche die Vertheidigung unserer Ehre, unserer Unabhängigkeit, des constitutionellen Thrones, den wir errichtet, und unsere Interessen betreffen, finden.

Brüssel den 28. Juli 1832.

Mitten unter den Aufregungen dieser Tage erschien der Bruder des Königs, der Herzog von Sachsen-Coburg, mit seinen beiden Söhnen Ernst und Albert in Belgien.*) Es hieß, daß er gekommen sei, der Vermählung des Bruders beizuwohnen,

*) Ernst, der jetzt regierende Herzog von Sachsen-Coburg war damals ungefähr sechszehn Jahre alt, Albert, der nachmalige Gemahl Victoria's, etwas jünger. Dem alten Herzog hat seine unglückliche Geliebte in den memoires d'une jeune Grecque ein ihn nicht sonderlich ehrendes Denkmal aufgerichtet. Bekanntlich hat der Herzog jedes Exemplar der famosen Memoiren mit Gold aufgewogen. Die kleinsächsischen Lande verdankten dem Herzog jene zweideutigen Münzen, die aus seiner Privatchatoulle einzulösen der Sohn als eine Ehrenpflicht betrachtete.

der ihn bis Lüttich entgegenfuhr, wo der Bischof van Bommel eine Anrede an ihn hielt, die ihn von der Stabilität der Verhältnisse in Belgien überzeugen sollte. Die Rede des Bischofs von Lüttich ist vielfach commentirt worden und war auch so demonstrativ, daß die Belgier aus derselben sofort den Schluß zogen, der regierende Herzog von Sachsen-Coburg sei eigentlich gekommen, um seinem Bruder zuzureden, die Krone von Belgien niederzulegen und die Heirath mit Luise von Orleans aufzugeben. Das Journal de la Haye sagte über Bommels Auslassung, wenn der regierende Herzog von Sachsen-Coburg in diesen Demonstrationen der Treue seitens des Bischofs eine Gewähr für die Stabilität des Thrones Leopolds finden zu dürfen vermeinen sollte, so wollen wir ihm nur bemerken, daß Herr van Bommel mit dem Atheisten de Potter und dem Jakobiner Thielemans gegen seinen legitimen Souverän zu einer Zeit conspirirt hat, wo er diesem Souverän nicht nur durch Pflichten der Dankbarkeit für die von ihm empfangenen Wohlthaten, sondern auch durch einen feierlichen Eid verbunden war. Hiernach mag der Herzog von Sachsen-Coburg ermessen, welchen Grad von Glauben man der Aufrichtigkeit

des Herrn van Bommel schenken darf, wenn dieser . . . . . Priester ruft: es lebe Leopold!

Die Nichtübereinstimmung der Ansichten der beiden Brüder ging übrigens am schlagendsten daraus hervor, daß der regierende Herzog mit seinen beiden Söhnen an demselben Tage seine Rückreise nach Deutschland antrat, an welchem Leopold gegen Paris fuhr, um seine Vermählung mit Luise von Orleans zu feiern, die Ludwig Philipp auf den 9. August festgesezt hatte.

Es war demüthigend für den königlichen Schwiegervater, daß sich die Geistlichkeit nicht dazu hergeben wollte, den Ehebund pompös in Paris selbst einzusegnen. Leopold war freilich Protestant, aber er hatte sich verpflichtet, seine Kinder katholisch erziehen zu lassen und die päpstliche Dispensation war da. Obwohl diese allein alle Bedenklichkeiten hätte heben sollen, so widersetzte sich der Erzbischof von Paris doch der Trauung in der Cathedrale, angeblich weil gewisse Canons der Kirche vorschrieben, daß bei gemischten Ehen nicht anders als an der Kirchenthür oder auf einem öffentlichen Platze getraut werden dürfe.

Dem König der Franzosen blieb daher nichts übrig, als die Trauung seiner Tochter in Compiegne

vollziehen zu lassen und selbst in Compiegne verweigerte ihm der Bischof von Meaux, seinem pariser Amtsbruder nacheifernd, die Cathedrale, so daß man zur Schloßkapelle greifen mußte.

Paris war natürlich sehr unzufrieden darüber, daß es auf diese Art um Feste kam und rächte sich, indem es Louis Philipp einen roi contrebandier nannte, darauf anspielend, daß der König die Bijouterien und Uhren zur Ausstattung der Prinzessin nicht von Parisern, sondern von Genfern gekauft.

Zwei Ereignisse waren es, welche in jenen Tagen neben der Heirath der Königstochter Paris beschäftigten: der Tod des Herzogs von Reichstadt (Napoleons II),*) welcher die Regierung einer schweren Sorge enthob, und die Cholera, welche so arg wü-

*) Als eines Curiosums wollen wir hier erwähnen, daß der Courrier Français damals folgenden Artikel enthielt: Es heißt, daß man nächstens Kenntniß von dem letzten Willen des Sohnes Napoleons erhalten werde. Der Prinz, als er seine letzte Stunde herannahen sah, hat dem jungen Louis Napoleon, mit dem er seit den Insurrektionen im Kirchenstaat im geheimen Briefwechsel stand, sein Testament überschickt. In demselben vermachte er seinem Vetter dem unsterblichen Degen seines Vaters.

Der österreichische Beobachter hat diese Notiz dementirt und ihr dadurch erst eine gewisse Wichtigkeit beigelegt. Jedenfalls

thete, daß sie an manchem Tage bis zweihundert Menschen in Paris wegraffte.

Inzwischen hatte der pariser Moniteur die bevorstehende Vermählung mit folgenden Worten angezeigt: Der neunte August wird die Vermählung Sr. Majestät des Königs der Belgier, mit ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Luise Marie Therese Karoline Isabelle d'Orleans in Erfüllung gehen sehen. Es ist dies ein glücklicher Jahrestag; dies war der Tag der Vereinigung des König Louis Philipp mit Frankreich, unter den Ausspizien einer gegenseitig beschworenen Charte. Europa wird in dieser Verbindung ein neues Pfand des Friedens und der Sicherheit erblicken, und diese Vermählung, so befriedigend für die französische Ehre, wird einen neuen Glanz beifügen der glorreichen Mäßigung unserer Revolution und der ihres erlauchten Chefs, der für einen seiner Söhne dieselbe Krone zurückwies, der jetzt König Leopold ein anderes seiner Kinder beigesellt.

Der Ehecontract war inzwischen am 25. Juli in

war sie von bonapartistischer Seite in die Welt geschickt und so ziemlich die erste Signalrakete, welche Louis Napoleon in die Welt schickte.

Paris unterzeichnet worden, wobei der König Leopold durch seinen Gesandten Lafon vertreten war. In Brüssel hatte die öffentliche Bekanntmachung der Vermählung am fünften August im Stadthause in gewöhnlicher Form statt. An dem äußern Thore des Rathhauses wurde folgendes angeschlagen:

L'an 1832, le 5 jour du mois d'Aout à dix heures du matin, nous soussigné officier de l'état civil de la ville de Bruxelles, avons fait conformément à la loi, à la principale porte de l'hôtel de ville, les publications de mariage: Entre S. M. Leopold — Georges — Chrétien, Fréderic, roi des Belges, domicilé à Bruxelles, fils majeur de feu S. A. S. Mgr. (hier folgten die Namen der Eltern Leopolds) et S. A. R. Madame la Princesse Louise — Marie — Therèse — Charlotte — Isabelle, fille mineur de S. M. (folgten die Namen der Eltern der Prinzessin.)

Drei bürgerliche Brautpaare standen auf derselben Tafel gleich unter dem fürstlichen.

Am 5. August trat Leopold die Reise nach Compiegne an. Er wurde überall mit Enthusiasmus empfangen. In den Gemeinden, welche er berührte, waren Triumphbogen errichtet und die Einwohner

zogen ihm allerorten festlich entgegen. An der französischen Grenze wurde er durch den Herzog von Choiseul und durch den Gesandten Lafon begrüßt. Den König begleiteten der Großmarschall, der Oberstallmeister, der Graf Felix von Merode, der General Hone van Steenhuise, Obrist Prisse, Obrist Sir Cust und die Herren Vandewayer und de Peart. Seinen Adjutanten C. de Brouckère hatte der König kurz zuvor entlassen müssen. Als sich derselbe früher mit einer Mission in Paris befunden, hatte er sich unziemlicher Ausdrücke gegen Louis Philippe bedient, die in den Tuileriren hinterbracht wurden. Ludwig Philipp verzieh ihm diese Unart nicht und verlangte, daß er nicht in Compiegne erscheine.

Dorthin hatte sich Louis Philippe gleichfalls am fünften von St. Cloud aus begeben, und schon am achten August hielten die beiden Könige daselbst eine Revue über die Nationalgarde der Stadt und einige Bataillone Linientruppen ab.

Der Siegelbewahrer, der Präsident des Rechnungshofes, die Marschälle Gerard und Bassano, die Minister des Krieges, der Marine und des öffentlichen Unterrichtes und die Herren Dupin und Berenger hatten sich als Hochzeitsgäste eingefunden.

Bei der bürgerlichen Vermählung intervenirten Pasquier, Präsident der Pairskammer, und Cauchy, Archivist, als bürgerliche Beamte. Die Zeugen der Prinzessin waren die Herren Berenger, Girod de l'Ain, Delessert, Marschall Gerard und vier Pairs von Frankreich. Die Zeugen des Königs waren Felix Merode, Staatsminister, und Graf Aerschot, Großmarschall. Man nahm es Leopold übel, daß er die Zeugen unter den Hofleuten und nicht unter den Repräsentanten der Staatskörper suchte. Man ging so weit zu behaupten, die Nation habe der Vermählung des Königs nicht beigewohnt.

Die Trauung in der Schloßkapelle verrichtete der Bischof von Meaux nach dem katholischen Ritus. Er hielt eine Anrede an die Neuvermählten und segnete alsdann die Ringe ein. Die Einsegnung nach dem protestantischen Ritus erfolgte hierauf in einem Saale des Schlosses. Der Pastor augsburgischer Confession Göpp vollzog sie.

Das Brautkleid der Prinzessin war ein Werk belgischer Manufakturen. Die Spitzen dazu waren erst tagszuvor angekommen und pariser Kleidermacherinnen mußten ihre ganze Kunstfertigkeit zusammennehmen, um es rechtzeitig fertig zu bringen.

Die Antwort Ludwig Philippe's auf die Glück-

wünsche, welche ihm der Gerichtshof von Amiens darbrachte, ist so bezeichnend und heute noch in ihrer klaren Erfassung des Verhältnisses Frankreichs zu Belgien so interessant, daß wir uns nicht versagen können, dieselbe hier zu citiren.

„Meine Tochter wird glücklich werden. Der Charakter und die Tugenden des Königs Leopold sind mir sichere Bürgen dafür. Diese Verbindung sichert das gute Einverständniß und das innigste Verhältniß zwischen zwei Ländern, welche soviel Interesse dabei haben, sich gegenseitig zu verstehen, und deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten seit so langer Zeit die nemlichen sind. Aber nicht nur unser, sondern auch Europa's Interesse erheischt es, daß Belgien in seiner gegenwärtigen Stellung erhalten werde. Europa wird blos dann freier athmen, wenn diese Stellung Belgiens befestigt sein wird. Erst dann wird der Friede in Aller Augen eine Wahrheit worden; erst dann auch werden unsere Verbindungen einen festen Haltpunkt haben, und Frankreich jene Stufe von Glück erreichen, auf welche ich es zu heben mich unablässig bemühe, und welches ich auf die unerschütterliche Grundlage der Herrschaft der Gesetze und der Treue gegen eingegangene Verbindlichkeiten zu bauen suche."

Die Besprechungen, welche in Compiegne zwischen den beiden Königen stattfanden, arbeiteten wirklich dem Frieden Europas in die Hände. Er wurde durch die belgische Frage nicht gestört.

## Anmerkung.

Die Allgemeine Zeitung vom 26. Oktober 1850 enthält folgende biographische Skizze der am 11. October nach achtzehnjähriger glücklicher Ehe in Ostende verstorbenen Königin der Belgier:

Am 25. November 1809 ward in Palermo's altem Dome eine königliche Feier vollzogen: Die Trauung des landesflüchtigen Ludwig Philipp von Orleans mit der Königstochter Maria Amalia von Neapel und Sicilien. Ludwig Philipp hatte kaum die Trauer abgelegt um seine beiden Brüder, beide von der Schwindsucht dahingerafft; der ernste, besonnene Montpensier war in London gestorben und in Westminster beigesetzt; der jüngere, der gutmüthige und liebenswürdige Beaujolais in Malta, wohin ihn, in südlicherem Klima Genesung hoffend, der Erstgeborene und Stammhalter begleitet. Dieser hatte nach solchem doppelten schmerzlichen Verlust Trost gesucht bei den verwandten neapolitanischen Bourbons, und die Verwandtschaft gekräftigt durch jene Ehe mit der Königstochter.

Am 3. September 1810 ward ihm der erste Sohn geboren, Ferdinand Philipp, Herzog von Chartres, und nachmals von Orleans, der dreißig und einige Jahre später durch einen beklagenswerthen Unfall in der Blüthe seiner Kraft den Seinigen entrissen werden sollte. Neunzehn Monate später, am 3. April 1812, kam Luise zur Welt, die edle, sanfte und vielgeliebte Fürstin, die später den belgischen Thron bestieg. Ihrer Geburt folgten große, weltgeschichtliche Ereignisse. Das

gewaltige Kaiserreich brach unter der Wucht des gewaltigeren europäischen Fürstenbundes zusammen; es erfolgte in Frankreich die Restauration der Bourbonen; nach langem Exil kehrten die Ausgewanderten in ihre Heimath zurück, und der Herzog von Orleans, der sich im Ausland der Politik der älteren Linie angeschlossen hatte, nahm nunmehr mit den Seinigen den früheren Wohnsitz, das Palais royal, wieder ein. Hier entwickelte sich in aller Stille ein bewunderungswürdiges und rührendes Familienleben. Ob von hier, wie so vielfältig behauptet worden, die geheimen Fäden politischer Intriguen ausliefen, ob die Opposition gegen die Bourbonenherrschaft von Orleans angestachelt ward, oder, um an Macht und Ansehen zu gewinnen, zu ihren Zwecken ungebührlich sich seines Namens bediente, wollen wir hier unberührt lassen und das Urtheil darüber der Geschichte überlassen; wir wollen nur das Vielbekannte, das Weltkundige wiederholen, daß vom glänzenden Königsschloß an bis zur verborgenen Bauernhütte herab nirgend ein schöneres Bild von beglückender Familieneintracht zu finden war, von einfacher Lebensweise und Sittenreinheit, von innigem Für- und Ineinanderleben, von musterhafter Erziehung, als hier in diesem Kreise fürstlich edlen und bürgerlich traulichen Beisammenseins, der sich unter dem mütterlichen Auge und heilsamen Einfluß der tugendhaften Maria Amalia bewegte. Die Vertrauten des Hauses aus damaliger Zeit wissen davon zu erzählen und reden nie von solcher Erinnerung ohne Bewunderung und Rührung. So wuchsen die Fürstensprößlinge auf, von Gutem und Schönem umgeben, woran sich Gemüth und Geist gleichmäßig entfalten konnten, und unter der sorgfältigen Pflege reichbegabter Eltern; an reinem Herzen und religiösem Sinn reich die Mutter, an glänzenden Eigenschaften und ausgerüstet mit den vielseitigen Erfahrungen eines vielbewegten Lebens der im Unglück erstarkte Vater; so wuchsen sie auf, Söhne und Töchter, im Geist der

Zeit und in nationaler Erziehung jene; am häuslichen Heerd diese, bei nützlicher Beschäftigung abwechselnd mit veredelnder künstlerischer Uebung; im Reiche der Tonkunst bedeutend die Eine, als Bildnerin ausgezeichnet die Andere; alle aber bei der Mutter Abends am Familientisch vereint, an ein stilles, anspruchsloses Leben und an Händearbeit zu mildthätigen Zwecken sich gewöhnend;, nach deutscher Sitte vergangener Jahrhunderte, und wie die Königin Bertha, der die Geschichte nachrühmt, daß sie so fleißig spann für Arme und Nothleidende.

Luise war in ihr neunzehntes Jahr getreten, als die Julirevolution ausbrach. Dies Ereigniß brachte eine gewaltige Umwälzung in den stillen, bis dahin so glücklichen Familienkreis. Hatte Ludwig Philipp das Ereigniß gewünscht? Hatte er es gefördert, herbeigeführt? Darüber werden vielleicht seine Denkwürdigkeiten einst Aufschluß geben; für viele ist die Frage schon jetzt gelöst. Kurz, er bestieg den Thron der gestürzten Bourbonen und ward König der Franzosen. Für die Königin und ihre Töchter eine glänzende Aussicht, aber auch ein harter, empfindlicher Stoß. Ihre Ruhe war geopfert; aus war es mit der stillen Häuslichkeit, worin sie bisher so glücklich und zufrieden sich gefühlt; sie mußten jetzt hervortreten in die äußere Welt, deren geräuschvolles Treiben ihnen so fern gestanden, sich in das Ceremonielle und die Sitten des Hoflebens fügen, und sich mit der Politik befreunden, die nun begann in ihr Schicksal einzugreifen. Vor den Verlockungen und gegen die Täuschungen dieser ungewohnten neuen Welt bewahrte sie der von der Mutter anerpflegte Sinn, der ernste und religiöse Glaube.

Wenige Monate nach der Julirevolution erfolgte der Aufstand in Brüssel; das katholische Belgien schüttelte die Bande ab, welche es an die unerträgliche Nationalität der protestantischen Niederlande knüpfte, und es ward aus den

Verträgen von 1815 ein Blatt gewaltsam herausgerissen. Das war eine der schwierigsten Fragen, bei deren Lösung sich die junge, noch unsichere und schwankende Julismonarchie zu betheiligen hatte, und den Anstrengungen, denen sie sich unterzog, um unerschüttert aus der Verwicklung hervorzugehen und glücklich zum Ziele zu gelangen, ward damals die gebührende Anerkennung nicht zu Theil. Es bedurfte zur Vollbringung des Werkes der ganzen Klugheit und diplomatischen Gewandtheit des alten, erfahrenen Talleyrand. Die Begründung des neuen Königreichs Belgien ward in den Londoner Protokollen regulirt. Als die dem Ludwig Philipp für seinen zweiten Sohn Nemours von den Belgiern angebotene Königskrone von ihm zur großen Unzufriedenheit des französischen Volkes mit kluger Selbstverleugnung zurückgewiesen wurde, fiel sie dem willigeren Leopold von Sachsen-Coburg zu.

Leopold hatte bereits eine lange und ritterliche Laufbahn hinter sich. Schon früh, im Alter von achtzehn Jahren, stand er als tapferer Krieger und als einer der schönsten und ansehnlichsten Männer im Heere bei Kaiser Alexander in hoher Gunst. Als er im Jahre 1814 sich mit den alliirten Monarchen nach England begab, faßte die bei den Whigs allbeliebte Prinzessin Charlotte, Tochter des Herzogs von Wales, für ihn eine Neigung, die, nachdem der Prinz-Regent die Hand seiner Tochter, auf deren dringenden Wunsch, dem Coburg brieflich zugesagt, am 2. Mai 1816 durch eine erwünschte Ehe gekrönt wurde. Seltsam genug; die Prinzessin war damals von den Tories dem Prinzen von Oranien zugedacht, der als Adjutant dem Herzog von Wellington zur Seite stand; also daß Coburg dem Oranier, nachmaligem König der Niederlande, die Braut raubte und, ein doppelter Rival, auch noch bestimmt war, den von Holland abgefallenen Theil dieser Lande ihm gegenüber als König zu beherrschen. Doch schon 1817 starb Charlotte im Wochenbett; dem verwitweten

Gatten aber verblieb der ihm ausgesetzte Jahresgehalt von fünfzigtausend Pfund Sterling.

Leopold ward vom Congreß zum Beherrscher des neubegründeten Königreiches ausersehen. Frankreich gab seine Beistimmung, zur Wahrung französischer, nicht minder aber auch dynastischer Interessen, unter der Bedingung einer ehelichen Verbindung Leopolds mit einer Prinzessin aus dem Orleans'schen Hause. Luise wurde ausersehen und war die erste der Schwestern, die sich den Bestimmungen der Politik unterwerfen mußte. Sie hatte ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt und erfaßte ihre Aufgabe mit einer gewissen Begeisterung. Außer der schönen, einnehmenden Gestalt besaß Leopold den Ruf einer großen Klugheit und diplomatischen Gewandtheit; er galt in dieser Beziehung für einen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und hatte, wie ihm nachgerühmt ward, die Eigenschaften und Fähigkeiten in hohem Grad, die erforderlich sind, um Verwicklungen zu entwirren und auf schwierigen Wegen leicht und glücklich ans Ziel zu gelangen. Eine gewisse äußere Kälte aber, aus deutschem Blute und englischer Sitte hervorgehend, und sein deutscher Protestantismus machten es ihm schwer, jenem Theile der flamändischen und belgischen Bevölkerung näher zu kommen, welcher die alten spanischen Erinnerungen, die Priesterherrschaft und die Beguinenfrömmigkeit früherer Jahrhunderte noch tief im Blute stacken. Dies erkannte Luisens Scharfblick, diese Kluft auszufüllen ward ihr unerläßliches Bestreben, und es gelang ihr, weil sie mit dem Herzen daran ging, vollkommen. Wie ihre hochverehrte Mutter in Frankreich, galt sie in Belgien für ein Muster von Herzensgüte, von Frömmigkeit und Mildthätigkeit. Der König ward geachtet und geliebt, vergöttert die Königin.

Aber die Seelenleiden wurden ihr vom Schicksal nicht geschenkt. Sie verlor die Schwester Maria, deren Kunstwerke

eine Engelseele verriethen, in der Blüthe der Jugend. Dann erfolgte die erschütternde Katastrophe mit Orleans, dem Bruder, den sie vor Allen im Herzen trug. Schlag auf Schlag trat der Tod ins Haus; das war zu viel für die tiefempfindende Frau bei ohnehin so zarter, gebrechlicher Hülle; hier mochten wohl die ersten Keime des verheerenden Uebels ansetzen, das sie langsam aber um so sicherer dahinraffte. Doch herbere Schmerzen sollten auf sie einstürmen. Kurz nach dem Hinscheiden der Muhme Adelaide, die der König seinen guten Rath und guten Engel nannte, die Februarrevolution, die Gefahren und die Flucht der Eltern auf fremden Boden, der Gram um das greise Königspaar, die Trauer um die vernichtete Zukunft der Brüder, der Schmerz über den Zusammensturz des ganzen monarchischen Aufbaues, des Werkes achtzehnjähriger Arbeit und Bestrebung ihres alten Vaters, und endlich sein Tod in der Verbannung — das war des Jammers mehr als Noth that, um die zitternden Lebensfäden zu zerreißen. Sie starb, von den Geschwistern umgeben, in den Armen der tieferschütterten, aber ruhigen, und glaubenskräftigen Mutter am elften Oktober 1850 um acht Uhr funfzig Minuten früh, kaum zwei Monate nach dem Tode Ludwig Philipps. Das ganze Land ist in Trauer; eine so allgemeine schmerzliche Theilnahme hat sich selten kundgegeben beim Tode fürstlicher Personen. Erschütternd soll der Moment gewesen sein, wo die Sterbende zum Abschied des Gatten Hand ergriff und an die Lippen führte; erhebend jener andere, da die alte Mutter den von Schmerz übermannten Gatten mit tröstenden Worten beruhigte, hinweisend auf das frohe Wiedersehen jenseits.

---

## VII.

### Königliches Stillleben.

Im Jahre 1835 lag in einem der glänzendsten Hotels Brüssels eine alte Frau im Sterben, welche einmal in der Welt eine große Rolle gespielt und viel von sich reden gemacht hatte. Die Pariser hatten sie, als sie jung und schön war, das Pflaster der Boulevards treten gesehen mit Sandalen, welche die Zehen unbedeckt hervortreten ließen; und diese Zehen waren mit kostbaren Ringen geschmückt wie bei andern Menschenkindern die Finger. Das Kleid wallte eng anliegend die schlanken Glieder herab, das Haar war à la grecque frisirt, werthvolle Cameen und Armringe, welche den bis fast zur Achselhöhle nackten Arm umspannten, vervollständigten die Toilette.

Wer hätte in der Mitte der neunziger Jahre

in Paris nicht Madame Tallien gekannt? La femme Tallien, née Cabarrus — die kühne Bordolesin, die sich dem Bürger Tallien in freier Liebe hingegeben hatte, um Bordeaux eine mildere Behandlung zu sichern und an Robespierre's Sturze zu arbeiten. Bekanntlich gelang der schönen Frau Beides; Tallien schonte Bordeaux Therese Cabarrus wegen und stürzte Robespierre, weil ihn Therese zu der großen That, von der sie die Verjüngung Frankreichs erwartete, mit feurigen Haranguen anspornte. Aber kaum war Therese Cabarrus Madame Tallien geworden, so erlosch ihre Liebe zu Tallien, und kaum hatte Tallien Robespierre gestürzt, so sank er selbst zur Unbedeutendheit herab. Seine Rolle war ausgespielt und seine Frau fühlte sich nicht wohl an seiner Seite, trennte sich von ihm und heirathete im Anfang dieses Jahrhunderts den belgischen Fürsten Chimay, der später eine Rolle in dem belgischen Senate spielte.

An einem Tage des Jahres 1835 lag nun die Fürstin von Chimay, einst la femme Tallien im Sterben und der König der Belgier kam selbst, um sich im Palais Chimay nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er traf bei Chimay einen jungen Mann,

der ihm wohlgefiel. Der junge Mann hieß O'Sullivan, erfreute sich der Protektion des Fürsten Chimay, und hatte einen kleinen Posten im Ministerium des Auswärtigen inne. Der König fing an sich für ihn zu interessiren und verlieh ihm bald darauf den vacanten Geschäftsträgerposten in Wien.

Als O'Sullivan nach Wien kam, waren die legitimistisch-gesinnten Höfe noch sehr schlecht auf das neue, durch eine Revolution entstandene Königreich Belgien zu sprechen. In Oesterreich, wo die Staatskanzlei Millionen in das Lager der Carlisten schickte, um wenigstens in Spanien die Legitimität noch zu retten, ließ man selbst den Gesandten Louis Philippe's es unzweideutig verspüren, daß er einen Monarchenräuber vertrete; um wie viel mehr erst war dies der Fall bei einem Geschäftsträger eines so kleinen revolutionären Thrones wie der von Belgien, dessen König überdies kein Abkömmling von Louis Capet, sondern der Sohn eines kleinen thüringischen Fürsten war. Das Haus Coburg war damals noch weit entfernt, jene Stellung einzunehmen, zu welcher gerade König Leopold den Grundstein gelegt. Nichts desto weniger fand Fürst Metternich Gefallen an dem geistreichen, durch große gesellige Gaben ausge-

zeichneten belgischen Geschäftsträger. Der hohe, stattlich gewachsene Mann mit seinen kaustischen Redewendungen war eine brillante Figur in den Metternich'schen Soireen. Und doch gingen Jahre vorüber, bevor die Fürstin Metternich sich entschloß, an diesen „Revolutionsdiplomaten" ein Wort zu richten. Erst nachdem der Friede zwischen Holland und Belgien vollständig hergestellt war, und die Selbstständigkeit des letzteren von dem Königshofe zu Haag anerkannt wurde, machte die Fürstin Melanie Metternich auch ihren Frieden mit dem Repräsentanten Belgiens in ihrem Salon, ja letzterer spielte von dieser Zeit an eine Hauptrolle in demselben, die allerdings mehr gesellschaftlicher als politischer Natur war, da König Leopold zu jener Zeit noch nicht die Autorität hatte, als weiser Rathgeber an den europäischen Höfen vermittelnd zu wirken.

So oft nun in Wien etwas Besonderes vorging, wobei Belgien oder Europa interessirt waren, kam O'Sullivan nach Brüssel, um seinen König genau zu orientiren. Von der Zeit an, wo Familienbande die Höfe von Wien und Brüssel immer enger zu verknüpfen anfingen, mehrten sich die Anlässe zu Sullivans Reisen nach Brüssel. Die beiden Männer

saßen oft und lange in Leopolds Arbeitszimmer in Laeken beisammen, dessen kostbarsten Schmuck ein Gemälde bildet, die Versuchung des heiligen Antonius darstellend.

Zuweilen hatte Leopold seine Rendenzvous mit O'Sullivan in Paris. Dies war natürlich besonders dann der Fall, wenn Frankreich im Vordergrunde der politischen Configuration des Tages stand. So traf auch im Frühling 1859, als sich der italienische Krieg vorbereitete, Leopold mit O'Sullivan in Paris zusammen. Des Königs Interesse war durch das, was sich in Italien vorbereitete, doppelt angeregt, da seine Tochter in Mailand als Gemahlin des Vicekönigs von Lombardo-Venezien weilte. In Paris nun theilte O'Sullivan dem bekümmerten Könige mit, was er in Oesterreich erlauscht und beobachtet: daß die Sachen in Mailand verzweifelt ständen, daß alle Freigebigkeit des Erzherzogs Max die austrofeindliche Stimmung der Lombarden nicht zu beschwichtigen vermöge. Hinausgeworfen waren die Millionen, welche die Repräsentation kostete — die glänzenden Feste, welche Max der Signoria gab, wurden keine Versöhnungsfeste. Man schonte das Geld nicht, der Finanzpräfekt, der nach Wien tele-

graphirte, daß die dem Erzherzog angewiesenen Fonds längst erschöpft seien, erhielt die Antwort: zahlen, ohne Begrenzung zahlen, so viel der Statthalter auch brauchte. Galt es doch ein Land zu gewinnen — aber es wurde doch nicht gewonnen. Man mußte es erleben, daß ein Mitglied des höchsten Adels an den Erzherzog auf der Straße vorbeiging, als ob er ihn nicht kannte, und daß die Gräfin Giustiniani ihren Schooßhund in die österreichischen Hausfarben gekleidet in ihre Theaterloge brachte und das so barock ausstaffirte Thier auf die Logenbrüstung setzte.

Leopold hatte O'Sullivan entlassen und fühlte das Bedürfniß, die Sorgen, die ihn während der mehrstündigen Unterredung mit dem Gesandten beschlichen hatten, abzuschütteln.

Er schlenderte die Boulevards entlang und trat endlich vom Gehen ermüdet in ein Café ein. Es war eine Stunde, wo die Café's nicht überfüllt zu sein pflegen und der Wirth Zeit hat seinen Gästen die Honneurs zu machen. So kam er denn auch an den König der Belgier heran, den er nicht kannte. Der König war froh, einen Ableiter für seine unangenehmen Gedanken gefunden zu haben und gab dem

Cafétier freundlich Bescheid. Ein Wort gab das andere, Leopold erkundigte sich um die Details des Geschäftes und der Cafétier sagte:

„Es würde viel besser gehen, wenn ich mein Café in ein Café chantant umwandeln könnte. Die neuen Café's chantants haben einen enormen Zulauf."

„Nun, und läßt sich das nicht machen?" warf Leopold ein.

„Ich bin schon wiederholt um die Concession eingekommen," meinte der Wirth, „aber es will nicht gehen. Das erstemal bin ich abgewiesen worden, das zweitemal habe ich gar keinen Bescheid erhalten. Ich muß Jemanden auf dem Stadthause haben, der mir nicht wohl will!"

„Vielleicht ließe sich die Sache doch erreichen! Ein Café chantant muß wirklich kein so übles Geschäft sein. Lassen Sie mich nachdenken, ob ich Ihnen nicht behiflich sein kann — ich habe Bekannte auf dem Stadthause!"

„Wenn Sie mir die Concession verschafften, mein Herr, käme es mir nicht darauf an, Ihnen einen Antheil an dem Geschäfte zu geben!"

„Ich danke Ihnen!" entgegnete Leopold lächelnd. „Meine Berufsgeschäfte erlauben mir nicht,

mich an einem Geschäfte, wie Sie es führen, zu betheiligen."

„Das ist Schade, mein Herr! Sie scheinen mir ein intelligenter Mann zu sein und etwas vom Geschäfte zu verstehen — ich hielt Sie nach Ihren Aeußerungen für einen Mann vom Fache und wollte Ihnen schon den Antrag machen, das Café, mit dem ich auf keinen grünen Zweig kommen kann, gegen eine billige Ablösung zu übernehmen!"

Lepold erhob sich bald darauf, zahlte, und verließ das Lokal.

Nach zwei Stunden kam ein Mann in's Café, der daselbst ab und zu seinen Kaffee zu nehmen pflegte. Er diente in einem Bureau des Stadthauses, aber in einer so subalternen Stellung, daß er keinen Einfluß auf die Erledigung der Geschäftsstücke hatte.

„Ich gratulire Ihnen, mein Herr," sagte er zu dem Cafétier, „Sie haben soeben die Concession zu einen Café chantant erhalten."

„Nicht möglich!" rief der Wirth wie aus den Wolken gefallen. „Wie ist das zugegangen?"

„Vor einer Stunde sitze ich in meinem Bureau, als der Diener des Herrn Haußmann bei mir er=

scheint und mir sagt, ich möge die Eingabe des Cafétiers M . . . um die Concession eines Café chantant mit den Vorakten versehen und sofort in sein Bureau bringen. Ich fliege in die Registratur, hole die Vorakten und bin, ehe fünf Minuten vergangen sind, bei Herrn Haußmann. Ich finde in seinem Bureau einen alten Herrn, den er mit der größten Ehrfurcht behandelt. Ich kann mich kaum fassen, als Herr Haußmann den Fremden mit Eure Majestät titulirt!

„Mit Eure Majestät!“ wirft der Cafétier überrascht ein. „Mein Gott, wer kann das sein? Ist nicht der König von Belgien in Paris? Warten Sie!“

Der Cafétier stürzte quer über die Straße in einen Laden, in welchem sich eine Kunsthandlung befand.

Dort fragt er, ob man nicht eine Photographie des Königs der Belgier vorräthig habe.

„Hundert für eine!“ lautet die Antwort. „Der König ist ja eben in Paris und seine Porträts gehen reißend ab.“

Der Cafétier wirft den geforderten Franc für die Photographie hin, wirft einen Blick auf die letztere und kann nicht mehr zweifeln, daß der König von

Belgien in seinem Lokal gewesen sei und ihn einer viertelstündigen Unterhaltung gewürdigt habe.

„Ist das der Herr, den Sie im Bureau des Seinepräfekten Herrn Haußman gesehen haben?“ fragt er in athemloser Spannung den Beamten.

Der wirft einen Blick auf die Photographie und ruft: „Er ist's!“

„Und ich habe die Concession?“

„Der Herr Präfekt schrieb auf das Gesuch: Bewilligt — zeigte es dem fremden Herrn, welcher lächelte, reichte es dann mir, mit den Worten: damit gleich in's Expedit!“

Der Cafétier gab dem Beamten drei Napoleons und eilte in das Hotel, in welchem der König von Belgien abzusteigen pflegte, so oft er in Paris war.

Hier erhielt er den Bescheid, daß der König vor fünf Minuten nach dem Bahnhofe gefahren sei.

Der Cafétier reiste Tags darauf nach Brüssel, um dem König für seine Intervention zu danken.

Leopold empfing ihn mit den Worten:

„Ich sagte es Ihnen ja — meine Geschäfte erlauben es mir nicht, Ihr Compagnon zu werden!“

## VIII.

### Leopold und Conscience. Flämisches Leben.

Der flämische Theil der Bevölkerung hat es Leopold stets übel genommen, daß er dem flämischen Elemente so geringe Rechnung trug und ganz ins französische Fahrwasser einlenkte, die französische Sprache zur dominirenden, zur Amts- und Verkehrssprache machte. Die Idee, von welcher Leopold bei der Französirung Belgiens ausging, war eine richtige. Das Französische war die Sprache des intelligenten Theiles der Bevölkerung und auf die Intelligenz glaubte sich Leopold stützen zu müssen. Ob er für den Bestand seiner Dynastie nicht besser gesorgt, wenn er sich mehr an den Urstamm der Bevölkerung angelehnt und dem Französischen nicht in gar so prononzirter Weise eine Gasse gebrochen hätte, das

freilich ist eine andere Frage. So wie die Sachen liegen, hat er Belgien vortrefflich dafür präparirt, von Frankreich verschlungen zu werden.

Zuweilen freilich empfand Leopold doch auch in etwas die moralische Nöthigung, sich mit Alt-Flamand abzufinden. Der Sohn wenigstens mußte flämisch lernen. Wen konnte der Vater aber zum Sprachlehrer des Sohnes machen als Conscience? Durch diese Wahl hoffte er nicht bloß die erste flämische Capazität an den Hof zu fesseln, sondern auch der flämischen Partei zu schmeicheln, deren erklärter Vorkämpfer Conscience war.

Dieser erhielt das Dekret als Lehrer des Herzogs von Brabant. Aber die erste Lection hat er noch heute zu geben. Kurz nach der Ernennung entspannen sich über diese lebhafte Debatten im Repräsentantenhause, das französisch gesinnte Ministerium wurde interpellirt von Leuten, welche dem Flämischen auch nicht einen Fuß breit Raum zur Entwicklung gönnen mochten und von dem Einflusse des berühmten flämischen Schriftstellers Gott weiß welche Beeinträchtigung des französischen Elementes befürchteten.

Leopold klug wie immer kam dem Sturme zuvor. „Conscience ist der Lehrer meines Sohnes im Flämi-

schen, ich habe ihn als solchen angestellt — er bleibt es. Aber ich sehe, daß man ihn nicht gern die Stelle einnehmen sieht, die ich ihm in bester Absicht verliehen habe — ich werde ihm daher einen Supplenten geben."

Und Conscience blieb nomineller und mit dreitausend Francs jährlich aus der Privatchatoulle des Königs bezahlter Lehrer des Herzogs von Brabant, ohne je den Unterricht ertheilen zu müssen. Ein ganz unbekannter Mann, den der König gleichfalls bezahlte, vertrat seine Stelle.

Im Jahre 1856, als einmal nach harten parlamentarischen Kämpfen ein flämisches Ministerium an's Ruder kam, wurde Conscience Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern. In dieser Eigenschaft nahm er Antheil an der Organisirung jener großartigen Feste, durch welche Belgien den Gedenktag seiner vor fünfundzwanzig Jahren errungenen Selbstständigkeit feierte. Aber das flämische Ministerium Dedeker blieb nicht lange obenauf, der französische Einfluß siegte bald wieder und die Franzosen exilirten Conscience wieder in die Provinz. Er wurde Präfekt in Courtrai.

Dort lebt er noch heute in gemüthlicher Zurück-

gezogenheit, im Kreise der Seinen, und sein Familienleben hat einen wahrhaft patriarchalischen, deutschen Zuschnitt. Den Tag über gehört er den Geschäften, am Abend greift er zur Pfeife und theilt die freie Zeit zwischen seine Familie und seine Freunde. Es hat etwas Ergreifendes, wenn man den Mann, der eine Reihe glänzender Werke geschrieben hat und der zu den besten Novellisten der Gegenwart gehört, das Abendgebet schlicht sprechen sieht im Kreise der Seinen. Dann nimmt er die Mütze, die der richtige Flamänder innerhalb seines Burgfriedens stets auf dem Kopfe trägt, vom Haupte und bittet Gott, daß er segnen möge, was er beschieden.

Conscience ist ein passionirter Fischer. Beim Angeln hat er seine Sachen komponirt — der „Löwe von Flandern," der „Geldteufel" hat in seiner Seele feste Formen angenommen, während er sich scheinbar in der Geduld übte und die Angel nach dem stummen Volke der Fische auswarf. Ja man möchte wetten, daß auch jenes reizende Geschichtchen in den von Diepenbrock übersetzten Novellen, in welchem Kleinfritzchen die Mutter durch sein Talent für's Zeichnen überrascht, daß sie schier zum Akademiedirektor eilen will, dem Traumleben bei der Angel

seinen Ursprung verdanke. Sagt doch der Poet selbst, daß er seine Novellen und Romane träumend arbeite — all tramando, wie er sich auszudrücken pflegt.

Gäste sieht der berühmte Poet gerne bei sich, zumal wenn sie ihm aus Deutschland kommen, das er sehr liebt, und das die meisten seiner schönen Werke in gediegenen Uebersetzungen seiner Literatur einverleibt hat. Der verstorbene Erzbischof Diepenbrock (von Köln) hat die Novellen übersetzt, Arenz, der Direktor der Handelsakademie in Prag, nahm den Geldteufel vor. Arenz, der feine Kenner flämischen Lebens und flämischer Sprache war es, mit dem der Verfasser dieser Erinnerungen an einem sonnigen Septembertage von Ostende ins Land hineinfuhr, gegen Courtrai zu, wo der Walter Scott der Flamänder seinen häuslichen Herd aufgerichtet hat.

Wenn man die primitiven Verhältnisse ins Auge faßte, welche dem flämischen Literatur- und Kunstleben zu Grunde lagen, so konnte man es dem König nicht verargen, wenn er sich von dem Flämischen nicht sonderlich angezogen fühlte.

Ich hatte im Jahre 1856 Gelegenheit, das flämische Theater kennen zu lernen.

Es war ein schöner Sommerabend im Juli. Brüssel wimmelte von Fremden, denn am folgenden Tage sollte Leopold seinen Einzug in die belgische Hauptstadt ganz auf dieselbe Art halten, wie er vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male die schöne Stadt betreten.

Die Stadt prangte im Festschmucke und da thaten denn natürlich auch die Theater ihr Möglichstes. Ein jedes war von dem natürlichen Wunsche beseelt, den Taschen der hunderttausend fremden Gäste, die Brüssel in diesem Augenblick beherbergte, etwas von jenem goldenen Inhalte abzuschröpfen, den man mit Recht in demselben vermuthete.

In dem königlichen Theater gab man die Jüdin. Ich versuchte es vergeblich an die Kasse zu gelangen. Das Gedränge war ungeheuer, die Queue zu den Kassen reichte bis auf die Straßen hinaus. Ich war es den Journalen, die mich nach Brüssel geschickt hatten, um Zeuge des Königsjubiläums zu sein, schuldig, mein Leben zu erhalten. Erfüllt von diesem Bewußtsein meiner ersten Pflicht gab ich es auf, die Jüdin zu sehen. Wohl umschwärmten mich Gamins aller Altersklassen, welche sich erboten, die Karte mit Aufopferung ihres Lebens zu holen. Ich

ließ mich auch verleiten, einen solchen Burschen aufzufordern, aus seinen Worten Ernst zu machen. Und siehe da — wie ein Taucher stürzte er sich unter die Menschenmenge, um nach einer Minute mit der Karte in der Hand zurückzukehren. Aber welchen Preis verlangte er für seine Mühe! Das Parterre im Brüsseler Königstheater kostet zwei Francs, und mein edler Taucher verlangte deren nicht weniger als zehn. Zehn Francs — so viel war mir die Jüdin nicht werth. Ich zögerte noch — da riß bereits mein Hintermann dem Taucher die Karte aus der Hand, legte in dieselbe einen halben Napoleon, durchbrach die Kette und drängte sich dem Aufgange des Theaters zu. Ich folgte seinem Beispiele — jedoch nach der entgegengesetzten Richtung, indem ich das Freie suchte, die Jüdin definitiv aufgebend.

Langsam schlenderte ich die neue Straße hinab, den Boulevard botanique in die Höhe, und befand mich in der Rue royale, dem Menschenschwalle folgend, der zum Nationalpalaste hindrängte. Diesen bereitete man zu dem großen Bankett vor, das die Nation dem Könige geben wollte. Indem die Menge diesen Zurüstungen zusah, hatte sie ein sonntägliches Gratistheater.

Ich stand noch keine Minute da, als ich neben mir kräftige flämische Laute hörte. Aufhorchend entnahm ich der Rede eines martialisch aussehenden Grenadiers, daß er seiner Geliebten den Antrag machte, sie möge mit ihm in das Nationaltheater gehen. Das Mädchen widerstrebte nicht lange, und als sich die beiden durch die gaffende Menge drängten, um ihren Vorsatz auszuführen, hielt ich mich hart hinter ihnen. Das Nationaltheater hatte meine ganze Neugierde wachgerufen. Wenn es mit der Jüdin nichts war, sollte mich la belle Flamande entschädigen. Zudem interessirten mich die flämischen Bestrebungen, die gedrückte Nationalität zur Geltung zu bringen, genug, um mich zu reizen, auch von der flämischen Bühne einige Einsicht zu gewinnen.

Hinter dem riesenhaften Grenadier, dem sein Mädchen bis zur Hüfte reichte, einhergehend, kam ich bald zu einem eleganten und modernen Gebäude, über dessen Portale mit Riesenlettern die Aufschrift zu lesen war: Theatre du parc. Das Gebäude lag dem Palaste der Nation schräg gegenüber und lehnte sich an den Park, da, wo dieser einen abgeschlossenen Garten bildet, der bei den Brüsselern unter dem Namen Vauxhall einen guten Klang als

Vergnügungsort hat. Riesenhafte Annoncen bedeckten die Mauern zu beiden Seiten des Einganges und enthielten in Bild und Wort eine sehr beredte Schilderung des Gelegenheitsstückes, welches heute zu Ehren der Königsfeste aufgeführt wurde. Neben den Zetteln waren Erztafeln in die Mauer eingelassen, auf welchen die Preise verzeichnet standen. Diese Preise waren außerordentlich niedrig, das Amphitheater kostete nur einen halben, das Parterre nur einen Franc — und doch war der Grenadier der einzige, der sich verlocken ließ, einzutreten. Ich blieb recognoscirend fünf Minuten stehen; keine menschliche Seele störte den Theatercassier in seiner Seelenruhe. Das machte mich nun allerdings stutzen, zumal die Stunde, da angefangen werden sollte — halb acht Uhr — schon ziemlich nahe war.

Das Haus wird bereits überfüllt sein, dachte ich endlich und löste meine Parterrekarte. Aber auch an der halb gehofften, halb gefürchteten Ueberfüllung begann ich zu zweifeln, als ich auf der Karte eine riesige: N. 1 gewahrte. In der That bildete ich, als ich eingetreten war, eine geraume Weile die alleinige und ausschließliche Bevölkerung des Par-

terres, wie sich denn überhaupt höchstens fünfzehn Leute im Theater befanden.

Dasselbe war noch vollkommen dunkel. Eine Lampe hatte vorläufig die edle Mission den ganzen Raum zu erhellen; daß sie derselben nicht gewachsen war, das wird wohl Niemand bezweifeln.

Das Theater war mäßig groß. Sobald man eintrat, drang einem ein durchdringender, ungemein widriger Modergeruch entgegen; das Theater mußte sehr lange geschlossen gewesen, und dann ohne gehörige Lüftung eröffnet worden sein. Ich begriff nicht, wie es Leute geben konnte, die mehrere Stunden in dieser verpesteten Atmosphäre athmen und vielleicht am folgenden Tage wiederkommen konnten, um sich von Neuem in diese Grabesluft zu stürzen. Hätte sich zufällig ein Arzt in diesen Thaliatempel verirrt, er hätte den Aufenthalt daselbst für lebensgefährlich erklären müssen. Die Wände, die Sitze, der Boden, der Plafond, die Lampen — sie alle schienen Moder und Verwesung auszustrahlen. Ich habe einmal der Oeffnung einer durch ein halbes Jahrhundert verschlossen gewesenen Gruft beigewohnt — das war dieselbe Luft.

Und diese Sitze! Sie waren kaum sechs Zoll

breit und mit einem grünlichen Lederüberzuge bedeckt, unter welchem die Kuhhaarbüschel stellenweise hervorstarrten.

Nach und nach füllte sich das Theater. Auf dem ersten Balcon wurden einige bürgerliche Gesichter bemerkbar, im Parterre tauchten mehrere Gestalten in blauen Blousen, ferner einige Soldaten auf, die nach ihrem linkischen Aussehen offenbar Regimentern angehörten, die aus Anlaß der Königsfeste aus der Provinz nach der Hauptstadt gezogen worden waren. Das waren echte Flamänder Kinder. Zuweilen hörte man auch den Holzschuh eines Brüsseler hoffnungsvollen Jünglings, der zwar niedrig geboren aber patriotischen Sinnes war, über den Boden des Parterres hinklappern.

Zwei Polizeisoldaten in ihren dreieckigen Hüten und langen blauen Ueberröcken vervollständigten das Parterrepublikum. Sie standen ex officio da und bedauerten es gewiß, daß ihnen ein höherer Wille gerade hier anstatt auf der luftigen, menschendurchwogten Straße Posto zu fassen befohlen.

Die Vorstellung sollte um halb acht beginnen — um acht Uhr war der Vorhang noch immer nicht in

die Höhe gegangen. Das Publikum, aus ungefähr sechszig Köpfen bestehend, offenbarte eine wahre Lammsgeduld.

Aber die Schauspieler schienen auch unschuldig an der Verzögerung zu sein. Wenigstens sah man von Zeit zu Zeit an den Gucklöchern des Vorhangs Augen auftauchen, welche den Zuschauerraum recognoscirten. Sollte erst angefangen werden, wenn eine Anzahl Schaulustiger versammelt wäre? dachte ich anfangs, kam jedoch endlich von meinem Irrthum zurück, als aus der Vertiefung des Orchesterraumes zehn Minuten nach acht Uhr eine bewaldhornte Gestalt auftauchte, der einige andere, Baßgeigen, Trompeten, Fagots und Violinen schleppende Individuen folgten. Jetzt war mir Alles klar — die Schauspieler hatten auf das Erscheinen des Orchesters gewartet, welches sich inzwischen wohl in einer Gartenkneipe producirt und verspätet hatte. Die Mitglieder desselben, sieben an der Zahl, schienen sehr verdrossen und abgehetzt zu sein, und murrten ziemlich aufrührerisch, als sofort nach ihrem Erscheinen ein Fußstampfen von der Bühne her ertönte, als Signal, daß hinter dem Vorhange Alles in Ordnung sei und die Ouverture beginnen könne. Aber das Stampfen

mußte noch dreimal wiederholt werden, ehe sich die Musiker herbeiließen, dasselbe zu beachten.

Und als sie nun anfingen, da wünschte wohl jeder, sie hätten nie angefangen! Welches Gekreisch und Gestöhn, welche Mißtöne, welche horrende Taktlosigkeit! Die Baßgeige, die Trompete und das Fagot — sie alle arbeiteten auf ihre eigene Faust und keines von ihnen kümmerte sich um die Violine, um einen Rhythmus, um eine Melodie. Zuletzt waren schon alle Instrumente verstummt, und das Fagot, das sich bei einer Passage verspätet hatte, schnurrte noch immer in langgezogenen Tönen.

Jetzt erschloß mir der aufsteigende Vorhang das Innere einer Schusterwerkstätte. Ein biederer Schuhmacher war im glücklichen Besitze einer braven Nichte und im unglücklichen Besitze eines unbraven Sohnes, dem er die Hand der Nichte zugedacht, vorausgesetzt, daß der Junge sich mit der edlen Beschuhungskunst zu befreunden vermöchte. Aber dieser mag mit dem Leder nichts zu thun haben und der Vater verstößt ihn mit einem gewaltigen Fluche. Voran gehen aber einige wilde Fehden, in welchen dem Publikum alle Grade der Züchtigung drastisch vor Augen geführt werden, wie sie nur immer von erzürnten Vätern

nichtsnutzigen Söhnen gegenüber in Anwendung gebracht zu werden pflegen. Wir werden ziemlich lang in spannender Bangigkeit für das Wohlergehen des sohnlichen Rückens gehalten, da der Vater mehr als zehnmal mit wüthender Geberde auf den Burschen losgeht und seinen Knieriemen auf dessen Rücken tanzen lassen will. Aber stets wirft sich die Nichte, beziehungsweise Geliebte, als versöhnendes Element dazwischen. Mitten in diese bewegte Familienscene tritt der König und bringt Alles ins Geleise.

In ähnlichen Sphären schienen sich sämmtliche Stücke zu bewegen, welche das flämische Nationaltheater in diesen Tagen zur Aufführung brachte, und da ich Grund hatte, anzunehmen, daß die besten Piecen zur Aufführung ausgewählt worden, so ließ das auf keine zu weit gehende Entwicklung der flämischen Bühne schließen.

Die Schauspieler standen unter der Mittelmäßigkeit. Sie rangirten neben jenen, welche in Deutschland die Bestandtheile fahrender Landbühnen zu bilden pflegen. Nicht nur, daß man es ihnen insgesammt ansah, daß sie höchst einfache Leute sein müßten, es war auch der Bezug höchst dürftiger Gagen ihrer ganzen Erscheinung aufgeprägt.

Die Brüsseler Presse nahm von dem Theater gar keine Notiz. Nicht einmal das täglich erscheinende Theaterjournal von Brüssel, welches an den Cassen der französischen Theater als Theaterzettel verkauft wurde, weil es das Personenverzeichniß aller Bühnen Brüssels — und der waren in dieser Zeit fünf in Aktivität — enthält: nicht einmal dieses Blatt gedachte der flämischen Bühne, noch brachte es deren Personenzettel. Dieselbe stand auf ganz selbstständigem Fuß, und mußte auf sich selbst angewiesen zusehen, wie sie fortkam. Darum bemühte sie sich durch jene colossalen Anschlagszettel zu wirken, welche die Neugierde eines jeden Vorübergehenden reizen mußten.

Dem Stücke, das ich eben kurz zergliedert, folgte ein patriotisches Feststück, welches sich als eine beredte Verherrlichung Brüssels darstellte. Recht nette Dekorationen waren dafür gewählt worden, welche theils einen Gesammtüberblick der Stadt gewährten, theils den Zuschauer auf deren interessanteste Plätze führten, die sie in treuen Umrissen wiedergaben. Zum Dolmetscher des Dekorationsapparates diente eben jener würdige Greis, der in dem vorhergegangenen Stücke den knieriemhandhabenden Schuhmacher dar-

zustellen gehabt. Von einer Reise zurückkehrend schläft er Angesichts seiner Vaterstadt Brüssel auf einem am Wege liegenden Steine ein und im Traume erscheinen ihm nun die großen Männer der belgischen Geschichte. Hinter einem weißen Florvorhange auftauchend bilden sie im charakteristischen Costüme ihrer Zeit eine Gruppe von acht bis zehn Personen, und treten nun einer nach dem andern vor, um ihre Biographie zu erzählen. Diese ist ganz im Style des kleinen Brockhaus'schen Conversationslexikons gehalten, und wird mit einem Pathos vorgetragen, das einem Tertianer, welcher bei der jährlichen Preisvertheilung die Dankrede in auf Stelzen einherschreitenden Hexametern hält, alle Ehre machen würde. Den Reigen eröffnet Artevelde.

Er tritt gravitätisch einen Schritt vor, erzählt uns seine Schicksale mit hohler Grabesstimme, und nachdem er sich — natürlich nur in der Erzählung — hat todt schlagen lassen, macht er eine Verbeugung, tritt wieder einen Schritt zurück und bleibt als ruhiger Statist stehen, während der nächste große Mann sich durch die ihm nicht selten unabsichtlich den Weg verstellenden Collegen mühsam hindurchdrängt, um seine patriotische Geschichte an das Publikum zu bringen. Der letzte der Heroën, tritt

Grétry hervor, eine Notenrolle in der Hand; er sagt seine Lebensgeschichte her, und als er seines Meisterwerkes: „Richard Löwenherz“ gedenkt, fällt das Orchester mit einem Tusch ein und stimmt dann die bekannte Arie aus Richard an, aus derselben mit einer kühnen Wendung in die belgische Nationalhymne übergehend, während am fernen Horizont mit hellem, an die Prophetensonne mahnendem Schimmer die Sonne über Brüssel aufgeht, die Thürme der Sankt Gudulakirche mit goldenem Strahle treffend. Unter einem Beifalle, der so donnernd ist, als ihn sechszig Menschen nur immer zu erzeugen vermögen, sinkt der Vorhang, und das naive Publikum ruft die großen Männer von Belgien, ruft dann Brüssel und die aufsteigende Sonne und zuletzt auch den Dolmetscher aller dieser Schönheiten, dessen Pathos mir ein unwillkürliches Lächeln entlockt, weil ich immer daran denke, wie er als schusterlicher Vater aller Humanität Hohn gesprochen.

## IX.

### Leopold in Ostende.

Ostende ist so recht eine Schöpfung Leopolds, der es hütete wie seinen Augapfel und lieb hatte vor allen Städten Belgiens. Vor fünfunddreißig Jahren hatte es kaum ein halbes Tausend Kurgäste, im Jahre 1864 war Mitte September die Gesammtzahl der Kurparteien auf fünfzehntausend gestiegen und in der zweiten Hälfte des September kommen erst die Polen und Russen, welche gewohnt sind, Ostende als Nachkurort zu gebrauchen.

Das hat König Leopold gemacht mit seiner liebevollen Pflege, die er Ostende angedeihen ließ. Dank seiner nimmer rastenden Theilnahme für Ostende hat sich dieses von Jahr zu Jahr gehoben, trotz der riesigen Anstrengungen, die gemacht wurden, um dem

Bade eine nachtheilige Concurrenz zu bereiten. Nicht nur, daß die englischen Seebäder alles Mögliche gethan haben, den Kurgästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und wenigstens die Engländer an sich zu fesseln, so sind auch so recht vor den Thoren von Ostende zwei Seebäder entstanden, die es darauf abgesehen haben, Ostende den Besuch zu schmälern. Da ist zunächst das wohlfeile Blankenberge, welches kaum drei Meilen von Ostende entfernt ist, und in zweiter Linie das reizende Scheveningen. Das letztere hätte mit seinen vielen Annehmlichkeiten Ostende auch sicherlich längst den Rang abgelaufen, wenn es nicht auf holländischem Boden läge und eben deßwegen so unverschämt theuer wäre. Die Mynheers verstehen es nicht, das Publikum an sich zu fesseln und Jedermann, der ihnen in die Hände fällt, ist zu bedauern, denn man lebt nirgends in Europa so theuer, wie in Holland. Sonst wäre Scheveningen ein prachtvoller Aufenthaltsort. Es hat einen herrlichen Wald und eine große, luxuriös angelegte Stadt im Rücken. Haag ist die schönste Stadt Hollands, neu, regelmäßig, voll schöner Gebäude. Wenn man sich in Scheveningen langweilt, fährt man nach Haag hinüber und sieht sich mit

einem Schlage aus der Einsamkeit in das Getriebe einer Großstadt von achtzigtausend Einwohnern versetzt. Und welch ein schönes Wandern ist das von Scheveningen nach Haag! Durch einen trefflich kultivirten Wald, dessen Lichtungen mit eleganten Landhäusern besetzt sind, führt eine schnurgerade Straße, ähnlich jener, welche den Berliner Thiergarten durchschneidet, vom Bade zur Stadt, und längs dieser, dem gewöhnlichen Fuhrwerke und Fußgängern zugänglichen Straße geht eine zweite, auf welcher eine Pferdebahn im Betriebe ist, mittelst welcher man in zehn Minuten von Haag nach Scheveningen gelangen kann. Das Meer ist schon für sich allein schön, aber die seltene Combination von Meer und Wald ist entzückend und geeignet, jeden Geschmack, auch den verwöhntesten, zu befriedigen. Wenn man, so zu sagen, mit einem Fuße im Meere, mit dem andern im Walde steht, was hätte das Herz da noch an Naturherrlichkeiten zu begehren? Es giebt wenige Seebäder, welche sich der Annehmlichkeit erfreuen, einen Wald in der Nähe zu haben; Dobberan und Trouville erfreuen sich dieses Vorzuges, aber Dobberan ist ein verschrieenes Junkerbad und ein Ostseebad dazu, wer aber würde zur flut- und ebbe-

losen Ostsee greifen, wenn er das milde Nordmeer vor sich hat? Und Trouville ist ein spezifisch französisches Bad, eine halbe Vorstadt von Paris.

Aber so duftig auch die Wälder von Scheveningen und Trouville locken, die Leute pilgern doch immer wieder nach dem baumlosen Ostende. Ostende lautet das Schlagwort der Belgier an sonnigen Sommersonntagen; von Brüssel, Antwerpen, Gent und Brügge kommen die Vergnügungszügler in Extrazügen zu Tausenden daher. An Ostende denkt der Rheinländer zuerst, wenn er den Plan einer Sommervilleggiatur entwirft, Ostende gaukelt der Londoner Dame glänzende Bälle vor, während ihr die todte Saison in London nichts als Langeweile bietet.

Es wandert sich so schön auf dem Strande von Ostende. Eine lange Reihe eleganter Pavillons säumt ihn ein, und die Schleppen schöner Frauen und Mädchen fegen zu jeder Tagesstunde sein ebenes, glattes Klinkerpflaster. Angenehmer noch als am Damme spaziert es sich auf dem Sande der Düne längs des Meeres, wenn dieses zurückgetreten ist. Da hat man die Seeluft aus erster Hand und ein buntes kaleidoskopartig wechselndes Leben vor sich.

Hier die Wagenburg, welche den Transport zwischen Land und Meer vermittelt; hunderte von Seedroschken sind in steter Bewegung, um die Badegäste in das nasse Element zu expediren; die rothbekleideten Führer, die wettergebräunten Badefrauen rennen unermüdlich von Gruppe zu Gruppe, bieten ihre Dienste an und erschauen kundigen Blickes die Neulinge, die natürlich in erster Linie auf sie reflectiren; Frauen in abenteuerlichen Bädekostümen entsteigen den Karren und treten in die endlose Reihe jener ein, die ihren Rücken den brausenden Wellen entgegenhalten. Die Führer und Badefrauen führen die Schüchternen in diese Kette ein, gießen den Inhalt ihrer Blechkübel über ihre Häupter und Schultern aus und vermitteln so gleichsam ihre Acclimatisirung in dem Elemente, welches, von Zeit zu Zeit Alles nivellirend, die ganze Kette einhüllt und unsichtbar macht; denn sobald eine mächtige Woge heranbraust, dann verschwinden auf Sekundendauer all die hundert Köpfe, über Groß und Klein, über Alt und Jung, über Schön und Häßlich geht die Spritzwoge hin, den Schwächling nicht selten zwei, drei Klafter vorwärts schleudernd, daß er taumelt und oft sogar auf das Antlitz hinfällt. Hat sich die Woge zurückgezogen,

oder ist sie am Ufer „krepirt", dann schütteln die Badenden ihre Mähnen, fassen sich in tollem Uebermuthe bei den Händen, bilden eine lange, festverschlungene Kette, die sich zu einem Monstrerade abrundet, und nun wird ein Rondetanz aufgeführt, wie man ihn in Tanzsälen in der letzten Figur einer Quadrille zu sehen bekommt. Wohl haben einzelne ihre guten Gründe, nicht in der Menge aufzugehen und inmitten des Durcheinanders ihre individuelle Selbstständigkeit festzuhalten und vor tausend Augen ihre hübsche Persönlichkeit geltend zu machen. Es giebt immer romantisch gekleidete Damen, die in scheinbarer Unnahbarkeit ihr Seebad mit einer Koketterie nehmen, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt und insbesondere die auf dem Damme zahlreich vertretene Herrenwelt veranlaßt, die so pikant Badende mit den Augen zu verfolgen, bis sie ihrem Badekarren zuhüpft, bis sie in glänzender Robe diesem entsteigt — und wir wollen nicht dafür einstehen, daß die Verfolgung dann nicht noch weiter geht, denn in einem Seebade, in welchem die Demimonde von London, Brüssel und Paris Sommergastrollen giebt, fehlt es begreiflicher Weise nicht an Geschöpfen, die sich gern verfolgen lassen.

Die fröhliche Kinderwelt von Ostende versteht es ganz besonders gut die Sanddüne auszunützen. Hier sieht man Kinder, die bis an den Hals in Sand eingegraben sind, dort arbeiten andere mit kleinen Schaufeln, den Sand zu Hügeln und Wällen aufzuthürmen, während wieder andere ihre ganze Aufmerksamkeit den Eseln zuwenden, die in langen Reihen dastehen, viel geprügelt und immer bereit, kleine Menschen nach Mariakerk zu tragen, dem niedlichen Dorfe, welches eine halbe Stunde von Ostende in stiller Weltvergessenheit daliegt und nur aufzuleben scheint, wenn sich ein Ostendener Kurgast dahin verirrt. Denn dann wimmelt die jugendliche Bevölkerung von Mariakerk aus den Hausthoren heraus und streckt ihre Hände aus; das halb französische und halb flämische: muschier, un potier du café — mein Herr, geben Sie uns Geld auf einen Topf voll Kaffee — ertönt von hundert Lippen. Wer nicht bettelt, der streckt dem Fremden wenigstens eine Schachtel mit Muscheln unter die Nase.

Nach dem Bade rücken sich die Damen die Stühle bis dicht an das Meer heran und lassen ihre aufgelösten Haare im Winde flattern; die Herren verschwinden in die Austernpavillons und schließen

bei einem „Dutzend" und einer Flasche Pale=Ale die Rechnung mit dem Magen ab, damit sich dieser zur Ruhe gebe bis zu der großen Abfütterungsstunde, die für halb Ostende um zwei Uhr schlägt; für halb Ostende — denn die andere Hälfte, die ihre Mägen auf französische Art aufgezogen hat, speist um fünf Uhr. Um zwei Uhr sättigt sich Deutschland, um fünf Uhr Frankreich und England. Deutschland kommt dabei in der Regel etwas schlechter weg, da die Hoteliers ihr Hauptaugenmerk der zweiten Table d'hôte zu wenden, die auch etwas theurer ist. Es geschieht nicht selten, daß der Deutsche um zwei Uhr „schwarzen Hasen" schlucken muß, während dem Franzosen und Engländer um fünf Uhr der eigentliche Hasenbraten servirt wird. Im Ganzen speist man aber gut und nicht zu theuer in Ostende. Die theuerste Table d'hôte kostet vier Francs, die billigste kommt im Abonnement auf nur zwei Francs zu stehen. Für zehn Francs täglich kann man in dem als so theuer verschrienen Ostende ganz fein leben, da auch die Wohnungen nicht übermäßig theuer sind. Für fünfzig Francs monatlich erhält man ein nettes Stübchen. Nur lasse man sich durch keine marktschreierische Notiz, durch kein lockendes Inserat verleiten, in eine

Hotelpension einzutreten. Als Pensionär ist man der Sklave des Hoteliers und lebt theurer als wenn man ein freier Mann wäre. Es liest sich so schön, wenn einem in Inseraten für fünf oder sechsthalb Francs freie Station in Aussicht gestellt wird — Alles mit inbegriffen, wie die Anzeige pompös lautet. Klopft man aber in dem betreffenden Hotel an, dann zuckt der Wirth die Achseln und sagt: „Wir haben eben hohe Saison, und ich kann Sie nur für sieben Francs in Pension nehmen; daneben einen Franc Service und das Souper extra.“ Man hat also für acht Francs nichts als die Wohnung, und diese in der Regel recht uncomfortabel im dritten Stock, das Dejeuner und Diner. Da nun Dejeuner und Diner zusammen nur drei Francs kosten, so kommt einem das Stübchen im Hotel auf fünf Francs täglich zu stehen, während man einige Häuser weiter in einem Privatlogis im ersten Stock fünfzig Francs für den ganzen Monat, somit anderthalb Francs täglich bezahlt.

Der Nachmittag vergeht schnell in Ostende. Macht man keinen Ausflug zu Land, so fährt man in die See hinaus, oder macht einen Gang nach dem Hafen wo die Packetbote aus- und einlaufen — kaum ist

das von London angekommen, so geht jenes nach Dover ab. An schönen Tagen schlürft man seinen Kaffee vor dem Pavillon royal, in welchem die Könige und Prinzen zu speisen pflegen, und geht dann hinaus ins Meer die Estacade entlang bis zum Brückenkopf. Inzwischen ist es Abend geworden, und die Musik hat sich im Kursalon etablirt, in und um welchen nun die ganze Gesellschaft Posto faßt. In Ostende zahlt man keine Kurtaxe, aber man muß sich, will man sich nicht von allem menschlichen Verkehr ausschließen, im Kursaale abonniren, was 30 Francs monatlich kostet. Während die Musik im Kursaale heitere Weisen spielt, gleiten die Dampfer ziemlich nahe am Strande dahin. Interessant ist es zu sehen wie diese Packetboote, welche den Post- und Personenverkehr zwischen dem Kontinent und England vermitteln, expedirt werden. Um halb sieben Uhr Abends kommt der Expreßzug von Köln in Ostende an — um dieselbe Stunde macht sich das Packetboot fertig. Die Passagiere gehen an Bord, der Kapitän sieht sehnsuchtsvoll nach dem Lande aus, denn noch fehlt etwas. Von Minute zu Minute sieht er auf die Uhr und die zwei mächtigen Schlote des Dampfers scheinen seine Ungeduld zu theilen,

denn sie stoßen den Dampf in ruckweise aufwirbelnden Massen hinaus. Jetzt nähert sich ein vollgepfropfter Omnibus; er bringt die Reisenden, die mit dem Expreßzuge anlangten und direkt nach London gehen. Sie kommen ohne Gepäck und besteigen die Leiter, die auf das Schiff führt. Dem Omnibus humpelt ein schwerfälliger verschlossener Wagen nach. Der Kondukteur gibt dem Zollbeamten den Schlüssel und dieser öffnet. Zehn Commissionäre drängen sich herbei und schleppen das Gepäck, welches der Verschluß ausspeit, auf das Schiff. Koffer von allen Dimensionen, centnerschwer die meisten, wandern hinüber und fallen Stück nach Stück, in das große Loch, welches vom Verdeck in den Gepäcksraum geht. So oft ein, wenn auch nur sekundenlanger Stillstand in der Gepäcksexpedition entsteht, stampft der Kapitän ungeduldig mit dem Fuße. Endlich sind die hundert Koffer, Felleisen und Schachteln, die als Passagier- oder Eilgut nach Dover oder London gehen, an Bord und der Kapitän besteigt die Estrade, die er erst in zwölf Stunden wieder verlassen wird, wenn er London im Gesichte haben wird. Aber noch immer kann er nicht die Anker lichten lassen, denn das Wichtigste ist doch noch nicht da. Nun aber

naht es, Posthornklang macht sich vernehmbar, der Kapitän ruft: „Fertig", die Matrosen erfassen die Stricke, der Postwagen rasselt heran, sein Inneres öffnet sich, ein Sack, der viele tausend Briefe und Packete enthalten mag, wird sichtbar, ein Schwung, und er liegt drüben auf dem Schiffe, ein zweiter rollt ihm die Treppe nach, ein dritter, ein vierter folgt, drüben werden sie alle unter Verschluß gebracht, die Stiegenleiter wird weggerissen, die Taue werden eingezogen, der Anker schwankt in die Höhe und dahin gleitet der Riesendampfer und eine halbe Minute später wirft ihn eine Woge der andern zu.

Was Ostende interessant macht, sind noch die Wettrennen, die dort alljährlich in besonders glänzender Weise in der Nähe des Dorfes Slykens auf einem pittoresken, zerklüfteten Terrain in Scene gesetzt werden.

Wer Slykens gesehen hat, kennt Belgien. Alles was die belgische Landschaft so originell erscheinen läßt, concentrirt sich hier. Die schnurgerade Landstraße, gepflastert wie eine Gasse, stundenweit sichtbar, bis ein Kirchthum den Horizont abgrenzt; Haus und Hof eingefriedet von einer sorgsam cultivirten, beschnittenen, mannshohen Hecke, die Seitenmauern

des Hauses bis zum spitzzulaufenden Giebel mit Obstbäumen bekleidet, die von der Ferne wie Epheu aussehen, während doch tausend und abermals tausend saftige Birnen oder Pflaumen an ihnen herabhängen; ein Austernpark dem andern die Hand reichend, daß man kaum begreift, wer die Millionen Austern verzehren soll, die in diesen blank ausgemauerten Quadraten gemästet werden; fast parallel mit der Landstraße und eben so schnurgerade wie sie, der breite Kanal, der über Brügge nach Gent geht und sich dann gegen Dieppe wendet.

Das ist das Bild eines belgischen Dorfes und eines ist wie das andere, Slykens wie Mariakerk, dieses wie Niewport. Von diesen Dörfern eingeschlossen, öffnet sich von Stelle zu Stelle dem Wanderer eine Stadt, die zu den größten Merkwürdigkeiten der Welt gehört. Städte, deren Bevölkerung rapid zunimmt, kann man aller Orten sehen, aber Städte, die vor zwei, drei Jahrhunderten 200,000 Einwohner hatten und heute deren kaum 10,000 haben, solche Städte kann man nur in Belgien sehen. Die riesigen, auf eine zwanzigmal stärkere Bevölkerung berechneten Straßen menschenleer, die monumentalen Bauten altersgrau und monströs für eine

öde Stadt, Gras überall, Gras auf dem Pflaster, Gras zwischen den Fugen der Bausteine — es ist ein trauriges Wandern durch solche Städte, aber wer Belgien kennen lernen will, der lasse sich den Abstecher in diese sterbenden Städte nicht gereuen. Ypern zwischen Ostende und Courtray ist eine solche Stadt.

Wir aber gehen jetzt von Slykens nach der Fläche, wo Alles für das Wettrennen vorbereitet ist Ich habe nie ein so zerklüftetes Terrain gesehen. Der angeschwemmte Meersand bildet Hügel, wellenförmige Erhöhungen, und man begreift kaum, wie die Pferde in diesem Sande, in welchem der Fußgänger bis über die Knöchel einsinkt, laufen sollen. Die natürlichen Hindernisse sind noch durch eine Unzahl künstlicher erhöht.

Diesem höchst originellen Rennplatze strömen nun Tausende zu und ein Regiment Linie ist aufgeboten, um ihn einzuschließen und das nichtzahlende Publikum von demselben fern zu halten. Wer zahlt, kann heran — wie überall in der Welt. Auf der Tribüne haben zwei bis drei Tausend geputzter Damen Platz genommen, die Militärmusik spielt lustige Weisen, die Jockey's halten Proberennen — einer von ihnen,

ein zart aussehender Knabe von fünfzehn Jahren, erregt durch seine Jugend und die fast graciöse Sicherheit, mit der er zu Pferde sitzt, die allgemeinste Sensation — man macht hohe Wetten auf den „Blauen.“

Das Rennen soll um ein Uhr beginnen, aber der König läßt auf sich warten. Er liebt es zuweilen, eine gewisse Rücksichtslosigkeit zur Schau zu tragen. Es ist schon dreiviertel auf zwei, als die Musik die Brabançonne anstimmt. Vorreiter sprengen heran, dann kommt im Vierspänner der König, hinter ihm gleichfalls vierspännig der Herzog von Brabant, dann der König von Würtemberg mit seiner Gemahlin. Der Erzherzog Ludwig Victor ist schon eine Stunde lang auf dem Platze und wartet geduldig, wie die Tausende um ihn.

Der König steigt die Tribüne hinan — es ist eine Freude ihn anzusehen. Der fast achtzigjährige Mann schreitet fest aus, wenn er nicht grüßt, so sucht die Hand mechanisch den Rücken, weil er stets mit über den Rücken gekreuzten Armen zu gehen pflegt. Er ist heute festlicher gekleidet, als gewöhnlich, aber selbst heute hat der schwarze Gehrock einen etwas altväterischen Schnitt und die Krempe des Hutes ist verbogen. Aber die Schwiegertochter bringt

an Eleganz ein, was der Schwiegervater versäumt. Sie sieht in ihrem reichen blauen Seidenkleide so zierlich aus, als wäre sie aus Zucker gegossen. Sogar ihr Schooßhündchen hatte Sonntagstoilette gemacht und ein Jäckchen von demselben Seidenstoffe an, aus welchem das Kleid der Kronprinzessin gemacht ist, welche ihr Gemahl galant die Treppe hinanführt, obwohl er schlecht zu Fuße ist, denn er hinkt ziemlich augenfällig. Der König hat inzwischen den Großherzog von Weimar erblickt und ihn zu sich herangewinkt.

Jetzt ertönt das Signal, die Jockey's fassen Posto, ein zweites Glockenzeichen, ein drittes — und dahin fliegen sie über die weiße Sandfläche. Eine graue Wolke umgiebt sie, denn die flinken Renner werfen den mit den Hufen aufgewühlten Sand in die Höhe — der „Blaue" ist immer voran, der Blaue ist der erste am Ziele. Er hat seinem Herrn den Preis von 2500 Francs gewonnen. Man sieht den schlanken Jungen, der sieghaft lächelt, nun noch mit größerem Interesse an, tausend schöne Frauen richten ihre Binokeln auf ihn, jetzt stellt er sich wieder an, er wird auch um den zweiten, um den Königspreis, rennen.

Da jagen sie wieder hin — der „Blaue" immer um einige Pferdekopflängen voran — er ist nicht mehr weit vom Ziele, das er wieder der erste erreichen wird. Da sieht er sich um — es scheint, als wolle er die Distanz messen, die zwischen ihm und dem nächsten Reiter mitten inne liegt — das Pferd bäumt sich — es wirft den Reiter ab — der bleibt mit dem Fuße im Zügel hängen — das Pferd schleift ihn weiter — seine Concurrenten haben kein Auge für ihn, kein Mitgefühl für sein Unglück, sie jagen an dem Geschleiften vorüber, nur von der Hoffnung beseelt, zu siegen, vielleicht sogar froh einen Concurrenten weniger zu haben — sie haben das Ziel längst erreicht, und der „Blaue" wird von seinem Pferde noch immer weiter geschleift — das Thier hat die Rennbahn verlassen und sich landeinwärts gewendet — über Hügel, über Gesträuch und Steingeröll zerrt es den Blauen weiter — es ist kein Lebendiger mehr, der im Zügel hängt, es ist ein aus tausend Wunden blutender Leichnam, der da nachgezogen wird . . .

Endlich wird das Pferd aufgegriffen, der Geschleifte aufgehoben und in ein Haus gebracht — Aerzte kommen und murmeln: „todt" . . .

Da liegt er, der einzige Sohn einer armen Mutter, die in ihrem Häuschen bei London vielleicht eben von dem Triumphe dieses Sohnes träumt . . . . Die Sportsmen treten zusammen und sammeln für die unglückliche Mutter, die ihren Ernährer, die ihre einzige Hoffnung verloren hat und es noch nicht einmal weiß.

Der Cavalier, dem er beim ersten Rennen den Preis gewonnen, legt diesen Preis zu der gesammelten Summe, der König spendet fünfhundert Francs, die arme Mutter hat ein kleines Vermögen beisammen.

Das war am Sonntag, am Dienstag rennen sie noch einmal auf dem bleichen Blachfelde von Ostende — aber nicht mehr bei goldnem Sonnenschein wie Sonntags — nicht mehr unter dem Zusammenfluß von Tausenden, unter den Augen von drei, vier Monarchen — die Tribünen sind leer, es sind nur sieben bis acht Sportsmen beisammen. Die stehen da, in Regenmäntel eingewickelt, und halten sich an den Planken fest, denn stehen können sie nicht. Der Orkan rüttelt an den Tribünen und wirft die Menschen nieder — heute badet Niemand in Ostende, heute wagt es Niemand den Damm zu betreten. Das aufgewühlte Meer rast und wirft den Schnee-

schaum seiner arbeitenden Wogen auf den Damm, und dabei gießt es in Strömen mit Alles ertränkender Gewalt, und so mächtig ist der Sturm, daß mitten in den Straßen von Ostende das Pflaster stellenweise trocken ist, obwohl eine permanente Fluth niederprasselt; der Wind trocknet die Nässe auf, fast während sie niederfällt ....

Auf dem Blachfelde aber arbeiten Roß und Reiter das Programm durch, vor kaum zehn Zuschauern, den Mitinteressirten. Dann gehen die Kavaliere und die Jockeys nach der anglikanischen Kapelle, wo der „Blaue" aufgebahrt liegt, und unter strömendem Regen bewegt sich der Leichenzug hinaus gegen Mariakerk, in dessen Nähe der stille Friedhof von Ostende liegt. Unter dem donnerartigen Brausen des Meeres, das seine empörten Wogen an die Sanddüne wirft, die sich fast im Rücken des Kirchhofes erhebt, senken sie den Blauen ins Grab ....

Das Wetter ist so stürmisch, daß der König im Pavillon Royal, in welchem er mit seiner Familie häufig zu diniren pflegt, absagen läßt und zu Hause speist.

Dies „zu Hause" ist sehr einfach und anspruchslos. Der König, der die belebende Seeluft so sehr

liebt, hat keinen Palast am Meeresstrande. Seine Wohnung liegt in einer stillen, schmalen Seitenstraße. Es war schon oft die Rede davon, daß er sich ein Schloß am Meere erbauen wolle; bringt er doch alljährlich einen Theil der Sommersaison in Ostende zu. Aber der Bau wurde von Jahr zu Jahr verschoben und Leopold begnügte sich immer wieder mit dem alten, abgelegenen Hause. Er hatte es lieb und schien sich von demselben nicht trennen zu können. Erinnert ihn doch darin jedes Zimmer an seine verstorbene Gemahlin, die sich in Ostende so wohl gefiel und der er an einem Herbsttage des Jahres 1850 in einem stillen Zimmer dieses stillen Hauses die Augen zugedrückt. Sie ist gestorben wie eine Heilige, als welche sie gelebt, hatte Leopold damals Angesichts der ihm so theuren Abgeschiedenen ausgerufen. Sein Schmerz war in jenen Tagen ein so tiefer, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, abzudanken. Nur der Umstand, daß die klerikale Partei in Belgien auf diese Abdankung lauerte und von ihr Nutzen zu ziehen hoffte, bestimmte ihn, auf seinem Posten auszuharren.

In Ostende war der König eine allgekannte, allbeliebte, populäre Gestalt. Er kam in der Regel

um die Mitte August und blieb bis in die Mitte September. Alles freute sich auf seine und seiner Kinder und Enkel Ankunft, und die Ostendener ließen es sich nie nehmen, ihrer Freude greifbaren Ausdruck zu geben. An dem Tage, wo er seinen Einzug hielt, flaggte Ostende jahraus, jahrein.

Er selbst fühlte sich in Ostende wie zu Hause und war viel in den Straßen und am Meere zu sehen.

Wer den ungemein schlicht aussehenden Mann nicht kennt, würde ihn für einen ehrsamen Bürger aus Gent oder sonst einer Mittelstadt halten. Er, den Alle so ehrfurchtsvoll grüßen, ist der Einfachste von Allen. Der abgenützte schwarze Gehrock hat einen veralteten Schnitt, der Hut, der weiße, wie der schwarze, ist abgegriffen und vom Regen durchfurcht. Jedes seiner Haare sträubt sich in die Höhe, die Hutmacher werden sagen, der gute König sei ein schlechter Consument!

Wie der alte Mann in Ostende so langsam hinschlendert und sich des sonnigen Tages freut, wird er von allen Seiten gegrüßt, wie ein alter, lieber Bekannter. Alle Welt freut sich ihn zu sehen, der Soldat salutirt ohne stehen zu bleiben und seinen

Körper in eine strammere Haltung zu werfen, der biedere Flamender stößt, indem er seinen Hut lüftet, seine Ehehälfte an und sagt mit breitem, behäbigem Lächeln: der gute König!

Und wenn er sich durch das Gedränge beim Kursaale geduldig hindurchwindet, entblößen sich die Häupter und die schönen Frauen, die zu Hunderten dasitzen, neigen ihre Köpfe und grüßen mit ihrem schönsten Lächeln. Dann setzt sich der alte Mann wohl auf den ersten besten Stuhl, zieht sein Lorgnon heraus und mustert die Vorübergehenden. Jetzt sieht er drüben am Ende im dichtesten Gewühl seine beiden Söhne, den Herzog von Brabant und den Grafen von Flandern sitzen, die ihn noch gar nicht bemerkt haben. Er erhebt sich und windet sich durch das Menschengewühl zu seinen Kindern hindurch. Sobald die seiner ansichtig werden, erheben sie sich ehrfurchtsvoll und bieten ihm ihre Plätze an.

Der Herzog von Brabant hält seinen lichten Sonnenschirm, einen en-tous-cas, schützend über des Vaters Haupt — er selbst geht ohne diesen Schirm nie aus und spannt ihn stets als Schutzmittel gegen die Sonnenstrahlen aus. Der Herzog hat eine lange gestreckte Gestalt und ein ungemein

wohlwollendes Gesicht, welches von einer gewissen Blässe angekränkelt scheint. Er war bekanntlich brustleidend und mußte in früheren Jahren die milde Luft Aegyptens auf sich einwirken lassen. Ein dunkler Vollbart umrahmt sein längliches Gesicht. Er scheint kurzsichtig zu sein, weil er oft zu dem kleinen runden Glase greift, das an einer Schnur vom Halse herabhängt, während die Lenden mit in einem Lederetui steckenden Binokeln gegürtet sind. Er scheint sich eben so gut wie sein alter Vater, wie seine zwei blühenden Kinder, wie seine reizende Gemahlin und wie sein Vetter, der König von Würtemberg, in des Meeres allernächster Nähe zu gefallen. Oft sitzt der König stundenlang auf der Düne, den Stuhl bis dicht an die Fluth gerückt, und des Abends fährt er im Vierspänner so dicht am Meere dahin, daß die vier Rappen zu thun haben, den in den weichen Sand einsinkenden Wagen fortzubringen und daß die Meereswelle nicht selten über ihre Hufe hinschlägt. Der Herzog von Brabant aber sitzt an schönen Tagen am liebsten auf dem Brückenkopfe, der einen tiefen Einschnitt ins Meer bildet, so daß man dort gleichsam mitten im Meere und doch auf festem Lande ist. Da gleiten die Dampfer und die leichten Segler

und Fischerbarken, aus dem Hafen ins offene Meer steuernd, an Einem vorüber und kreischend fliegt ab und zu ein Zug Möven über die Häupter dahin.

Während der künftige König der Belgier auf dem Brückenkopfe seine Siesta hält und die frische Seeluft mit vollen Zügen schlürft, fährt seine Gemahlin, die Erzherzogin, in einem mit vier niedlichen Ponnys bespannten Miniaturwagen über die Düne hin, selbstkutschirend, den Jockey hinter sich. Und auf der Düne selbst spielen ihre Kinder, ein Mädchen von zehn und ein Knabe von acht Jahren. Sie haben unterhalb des königlichen Pavillons ein kleines Zelt, in welchem die Erzieherin sitzt und liest, während die Kinder den Sand aufschaufeln, Wälle erbauen und allerlei Allotria treiben und sich mitunter ganz artig katzbalgen. Wenn sie des Vaters ansichtig werden, der langsam über die Düne schlenderd vom Brückenkopf daherkommt, so setzen sie sich in stürmische Bewegung und laufen ihm entgegen, klammern sich an ihn an, liebkosen ihn und folgen ihm nach dem Pavillon.

Jetzt freilich hat der Tod des Königs einen Riß in das schöne Stillleben gemacht, welches wir noch im Sommer 1864 in Ostende zu beobachten Gelegenheit gehabt.

## X.

## 1853. 1856.

Der Verfasser dieser Erinnerungen war in den Jahren 1853 und 1856 in journalistischer Mission in Belgien; 1853 als Vertreter der „Prager Zeitung,“ 1856 als Vertreter der „Wiener Zeitung.“ 1853 wurde im August die Vermählung des belgischen Kronprinzen mit der österreichischen Erzherzogin in Brüssel gefeiert; 1856 fanden im Juli jene glänzenden Unabhängigkeitsfeste statt, durch welche Belgien seine Zufriedenheit mit seiner Verfassung und seinem König, der zugleich sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, so eclatant an den Tag legte.

Der Verfasser glaubt den Erinnerungen an den populärsten Monarchen Europas keinen besseren Abschluß geben zu können, als wenn er hier seine damals in den Journalen veröffentlichten Festberichte

reproducirt, weil dieselben die in Belgien dem regierenden Hause und insbesondere dem nun verewigten König gegenüber herrschende Stimmung schlagend in's Licht stellen.

Hier zuerst das Tagebuchblatt aus den Augusttagen 1853.

Brüssel, den 21. August 1853.

Es ist ein festlicher Boden den wir heute betreten, sobald wir von Lille kommend, bei Mouscron, der französischen Grenze den Rücken kehren. Der Grenadier selbst, der uns am Eingange zum Bahnhofe den Paß abfordert, sieht heute gemüthlicher aus als gewöhnlich und übersieht manchen Passagier, was ihm sonst nicht zu passiren pflegt. Die Zollbeamten entledigen sich mit der größten Liberalität ihres Geschäftes, als wollten sie heut, wo ganz Belgien ein großes, allgemeines Fest feiert, Niemandem einen lästigen Augenblick bereiten. Wer heut ein Päckchen französischer Cigarren in der Reisetasche führt, oder einige Flaschen echten Bordeaux über die Schranken schmuggeln will, der braucht nicht sonderlich zu zittern, es geschieht ihm nicht viel zu Leide. Der Grenzbahnhof ist schon mit Fahnen geschmückt und auf jeder Station, ja an jedem Wächterhäuschen

finden wir Fahnen- und Laubschmuck. Alle Thürme, an welchen wir vorüberfliegen, haben die belgische Tricolore aufgehißt und neben dem Schwarz-Roth-Gelb sieht man nicht selten auch den österreichischen Aar wallen. Die Zeitungsausrufer haben heute alle Hände oder vielmehr den Mund voll zu thun, und die „Independance," so wie die „Description des fêtes communales" finden reißenden Absatz. In den Waggons verschlingt alles diese Beschreibung, so wie die letzten Zeitungsnummern. Die Züge, welche Brüssel zueilen, scheinen endlos — da schießt eben ein Schnellzug an uns vorüber, der nur die erste Klasse führt, und wir zählen sechzehn Waggons. Das Interesse an dem, was in Brüssel vorgeht, ist ein allgemeines. Der Bahnhof von Brüssel ist unter einem Meere von Flaggen begraben. Der österreichische Adler weht riesengroß über dem Worte: „Bruxelles" am Haupteingang.

Mit Mühe brechen wir uns Bahn durch das Menschengewoge um uns der Sisyphusarbeit hinzugeben, die uns gebietet, einen Gasthof zu suchen, damit wir wissen, wo unser Haupt niederzulegen. Jetzt erfüllen uns die fahnen- und laubgeschmückten Straßen mit melancholischen Gedanken; je mehr Enthusias-

mus, denken wir, desto weniger Platz in den Gasthöfen; das ist eine gerade Proportion, die jedes Kind begreift, deren Sinn jedoch für einen Touristen durchaus nicht angenehm klingt. Indessen es muß gewagt sein. Ist das ein Bittgang um ein Zimmer! Es steht zwar geschrieben: Klopfe und dir wird aufgethan — für Brüssel aber ist es gewiß nicht geschrieben, wenigstens nicht für die Augusttage des Jahres 1853.

Denn wir klopfen, wir sprechen, wir beweisen, wir flehen, wir führen endlich auch das schwere Geschütz der Napoleons, die goldene Reserve, in die Schlacht und bieten außerordentliche Belohnung für ein Plätzchen, so bescheiden es immer sein mag. Endlich findet sich eine mitleidige Seele, die uns vergönnen will, im Hotel — auf der Erde zu schlafen. „Es schlafen Hunderte der elegantesten Leute in diesen Tagen auf der Erde in Brüssel — mein Wort darauf!" also wird uns versichert. Das Parlamentiren wird von Neuem aufgenommen und der glänzendsten Entfaltung diplomatischer Beredtsamkeit gelingt es endlich, im „Duc de Brabant"*) ein

*) Im Duc de Brabant fand ich damals einen deutschen Wirth und einen deutschen Kellner, der Liebrecht hieß.

Bett zugestanden zu erhalten. Welches Glück! Wer seine feste Wohnung in einer Stadt inne hat, in welcher er regelrecht conscribirt ist, und wer somit weiß, daß er sich heut Abend sicher in N. Conscriptionis so und so viel niederlegen wird, der begreift unsere Genugthuung nicht, als wir die Nachtfrage, diesen occidentalischen Knäuel, endlich glücklich gelöst hatten. Und wie großmüthig dieser Wirth ist! Selbst einen Platz zum Schreiben räumt er uns an der Table d'hôte ein, der edle Mann!

Wie das heute wogt und wallt in dem freundlichen Brüssel! Tausende sind auf den Füßen, ein endloses Gewirre von Equipagen, Fiakern und Droschken rast durch die Straßen, und das Alles wickelt sich mit einer Ruhe ab, welche Jemanden, der eben von London kommt, wo man Aehnliches täglich,

Im Jahre 1856 traf ich denselben Kellner in bereits sehr verfeinerter Gestalt in einem der ersten Hotels von Ostende. Sollte das jener Liebrecht gewesen sein, der jetzt als Adjutant Cusa's so viel von sich reden macht? Die Biographen des plötzlich so sehr in den Vordergrund getretenen wallachischen Adjutanten, Majors und Post- und Telegraphendirektors führen mit Bestimmtheit an, daß Liebrecht, ehe er von Cusa als simpler Bedienter in Dienst genommen wurde, Kellner in Ostende gewesen sei.

stündlich sieht, freilich nicht überrascht, die aber ganz geeignet ist, zu imponiren. Die Polizeileute stehen regungslos auf ihren Plätzen, hundert Fragenden mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit Bescheid gebend. An den Hauptpassagen sind städtische Beamte, die sich in ihren dreieckigen Hüten gar seltsam ausnehmen, postirt. Ihre Amtsthätigkeit beschränkt sich jedoch darauf, den heranbrausenden Wagen zu winken, nach welcher Seite sie einlenken sollen, wobei sie nie unterlassen, sich bei den Fußgängern, die genöthigt sind, einen Augenblick still zu stehen, mit der höflichen Phrase zu entschuldigen: „damit kein Unglück geschehe, meine Herren!“

Ueberall ist man beschäftigt, riesige Blumengewinde an den Häusern festzumachen. Im herrlichsten Schmucke prangen aber die Galerien, wie die Galerie du roi und die Galerie Saint Hubert. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als eine von diesen beiden Passagen. Zu beiden Seiten hat man die großartigsten Perspective auf eine Reihe der elegantesten Läden. Heut haben es die Buchhandlungen allen übrigen Etablissements zuvorgethan; sie sind von Neugierigen umlagert, welche sich an der Betrachtung des überall in mehrfachen Auflagen aus-

gestellten Portraits der hohen Braut vergnügen. Wo man lauscht, da hört man beifällige Aeußerungen, und das Wort „charmante" ist jenes, welches am häufigsten unser Ohr trifft. Diese Passagen sind sämmtlich zwei Stockwerke hoch und in jedem Fenster dieser Stockwerke steht eine ungeheuere Blumenvase mit einem herrlichen Strauße. Von der Glasdecke herab wallen colossale Fahnen. Die eleganteste Welt promenirt, nein, drängt sich in diesen Passagen heut auf und nieder. Wir folgen dem Strome, und da es eben gegen die dritte Stunde geht, so führt uns derselbe dem Boulevard du jardin botanique zu, hinter welchem die Arena liegt, die eigends für die projectirten Stierkämpfe gebaut wurde. Ganz Brüssel scheint von der Stierkampfwuth befallen. In den Straßen, die zu der Vorstadt Schaerbeeke führen, kann man nur Schritt für Schritt vorwärts kommen. Von der Linie bis zur Arena windet sich mühsam eine Doppelreihe von Wagen durch. Ich habe noch nie so viele herrliche Frauengestalten, so viele glänzende Toiletten auf einem Punkte beisammen gesehen, als dies hier der Fall war. Es mögen an achthundert Wagen in Bewegung gewesen sein. — Die Queue der Fußgänger zur Cassa fängt schon etwa tausend Schritte

von der Kassa an; die Ordnung wird hier mit musterhafter Strenge gehandhabt, aber vom Publicum selbst. Sollte Jemand ein Gelüste verspüren, um einige Glieder in der Chaine zu avanciren, wehe ihm! unter allgemeinem Scandal müßte er zurücktreten, ohne daß der Grenadier, der am Eingange die Wache hält, nöthig gehabt hätte, zu interveniren. Die Leute sind hier aber auch schon so geschult, daß es Niemandem beifällt die Linie zu stören.

Eine ohrenzerreißende Musik begrüßte uns als wir eintraten. Wir sind ganz überrascht, nach einem solchen Zuströmen von Menschen die Arena nur halb gefüllt zu finden. Es ist aber auch ein ungeheuerer Raum. Es mögen da zehntausend Menschen Platz haben. Etwa sechstausend mögen anwesend sein. Ein wunderlieblicher Kranz von Damen rahmt das Ganze ein.

Mit dem Schlag drei Uhr geht die große Mystification an, denn anders kann man die Sache nicht benennen. Etwa zehn Subjecte treten unter einem Trompetentusch und unter dem Zurufe einer Claque, die uns gegenüber ihren Sitz aufgeschlagen hat, in die Schranken. Sie sind abenteuerlich gekleidet, haben silbergestickte Jacken, blaue oder goldgestickte Bein-

kleider und kurze Strümpfe, das Haar fällt rückwärts in eine Art Netzhaube zurück. Der Zettel nennt diese wundersam costumirten Gestalten Spanier und wir lassen es gelten, da uns die Heimathscheine nicht vorliegen. Hierauf kommen zwei Torreadors zu Pferd. Darauf reducirt sich der ganze Einzug. Nach einem abermaligen Trompetentusch präsentirt sich ein Stier, ein ziemlich mageres Individuum, das seine Verwunderung, sich in Brüssel zu sehen, nicht unterdrücken kann. Die Fußtorreadors umstellen das Thier in einem Kreise und halten demselben ihre bunten Mäntel vor, unter welchen die rothe Farbe vorherrscht. Das Thier sieht sich die Mäntel gemüthlich an und läßt sich eine Weile necken. Dann aber scheint das spanische Blut in ihm zu erwachen, es stampft den Sand mit den Füßen auf, nimmt einen Anlauf und rennt mit den Hörnern auf den Torreador, oder vielmehr auf den rothen Mantel desselben los. Die Geschicklichkeit dieses Angegriffenen manifestirt sich nun in dem Manöver, mit welchem er auszuweichen versteht, ohne den Mantel in Stich zu lassen; der Stier stößt in den Mantel, der Torreador macht einen Satz, und in dem Augenblicke, wo man ihn von den spitzen Hörnern des Thieres durch-

bohrt glaubt, wirft er sich über die Barriere in den Zuschauerraum hinüber. Der Stier ihm nach, ohnmächtig prallt er zurück und bearbeitet mit seinen Hörnern die ihn hindernde Bretterwand. In ähnlicher Art geht das Spiel fort, nur daß zuweilen der Mantel des Torreadors an den Hörnern des Stiers haften bleibt. Jetzt werden Bänder gebracht. Die Torreadors attaquiren die Stiere von Neuem und trachten ihnen die Bänder an die Hörner zu heften. Das Gelingen eines solchen schwierigen Experimentes lohnt ein donnerndes Bravo. Die Sache ist nicht ohne Interesse. Der Torreador muß das Thier reizen, und in dem Augenblick, wo es den Anlauf gegen ihn nimmt, demselben das Band anheften. Bis hierher ließe sich die Sache ansehen. Was jedoch jetzt kommt, das sollte man einer civilisirten Gesellschaft nicht bieten. Es werden Eisenhaken gebracht, die bunt aufgestutzt sind. Diese langen Eisenspitzen werden nun von den Torreadors dem Thiere in den Nacken geschleudert, immer je zu zweien. Das Thier sucht dieselben natürlich abzuschütteln, wobei sie sich immer tiefer ins Fleisch bohren, daß das Blut an fünf, sechs Stellen stromweise herabrinnt. Und die Damen auf dem Balcon sehen immer noch zu. Die

Mehrzahl der Zuschauer hat jedoch Tact genug, in ein lebhaftes Pfeifen und Zischen auszubrechen, was die Torreadors jedoch nicht hindert, die also gefolterten Thiere noch mehr zu reizen, um sie zu Kraftevolutionen aufzustacheln. Jetzt kommen die Pferde an die Reihe. Stiere, deren Hörner umwickelt sind, werden herbeigebracht und es entspinnt sich ein Kampf zwischen diesen und den Torreadors zu Pferd. Die Stiere gehen immer auf die Weichen des Pferdes los. In den meisten Fällen gelingt es dem Torreador, den Anprall zu pariren — jetzt aber hat er gefehlt, der Stier bohrt seine Hörner in die Weichen des Pferdes, er thut es mit immer größerer Macht, jetzt stürzt das Pferd, und Roß, Reiter und Stier wälzen sich in einem wilden Knäuel übereinander, von einer Staubwolke eingehüllt. Als das Pferd aufgerissen wird, bezeichnet eine Blutlache seine Fährte. Der ganze Fuß ist eine Wunde bis zum Oberschenkel hinauf. Und doch hat der Torreador nicht übel Lust das Thier wieder zu besteigen, ein Vorhaben, von dem er nur durch die entschiedensten Mißfallensmanifestationen des Publikums abgehalten wird. Hundert Stimmen erheben sich, ein Schrei der Entrüstung geht durch den Raum. „Assez,

assez!" heißt es — die Vorstellung hat ein Ende.

Am folgenden Tage hinderte der massenhaft niederstürzende Regen nicht, daß bereits um acht Uhr Morgens alle Straßen mit Menschen dicht gefüllt sind, obwohl der Festzug erst für 11 ¹/₄ Uhr erwartet wird. Die zu dem Haupteingange der St. Gudulakirche, in welcher die Trauungsceremonie vollzogen werden sollte, führenden Straßen waren durch reitende Garden abgesperrt. Man konnte nur sehen, wie an der Aufstellung eines fliegenden Ganges gearbeitet wurde, der die Bestimmung hatte, die Herrschaften ungefährdet durch den Regen in die Kirche zu leiten. Stieg man den Bergweg hinan, der zum königlichen Palais führt, so begegnete man Hunderten von Garden, die auf ihre Sammelplätze eilten.

Eine ungeheuere Menschenmenge wogte dem Palais zu, das sich in einer wahrhaft bürgerlichen Einfachheit dem Beschauer präsentirt. Man würde nicht sagen, daß in diesen schlichten Mauern ein Monarch wohnt.

Dem Palais gegenüber liegt der prächtige Park, der beliebteste Spazierort der Brüsseler.

In dem Augenblick, wo wir den Palaisplatz be-

treten, schlagen die Töne eines von einer reitenden Musikcapelle mit virtuoser Präcision ausgeführten Musikstückes an unser Ohr. Das Lancierregiment rückt an, um dem Palais gegenüber Fronte zu machen.

Ein herrlicher Anblick. Helme und Küraſſe funkeln, tausend schwarzrothgelbe Fähnchen überwallen die Reihen.

Das Regiment der Guiden — der königlichen Garden — folgt und stellt sich in zweiter Linie auf. Die Guiden haben die Bestimmung, den Hochzeitszug zu geleiten, die übrigen Truppen, das Jägerregiment, ganz grün uniformirt und sich von den übrigen Truppen dadurch unterscheidend, daß die Adjustirung der östereichischen ähnlich ist, indem die Jäger Waffenröcke haben, während die übrige Truppe Fracks und Epauletten hat, die Artillerie, die Grenadiere und Sappeurs stellen sich auf der Place royale auf, wo sie zu einem dichten Knäuel zusammengedrängt sind, der kaum einen schmalen Durchlaß für das circulirende Publicum bietet.

Dieses letztere hat überall freien Zutritt, kann sich nach Belieben bewegen und fluthet ungehindert bis dicht an die Pforten des königlichen Palastes, aus welchem der Zug kommen soll.

Um zehn Uhr rücken die Civilgarden an. Die Cavallerie schließt sich den Guiden an, da ihr gleichfalls die Ehre ward, den Zug geleiten zu dürfen. Die Fußgarden stellen sich längs der Rue royale auf, durch welche der Zug kommen muß.

Rechts steht die Truppe, links die Garde. Daß diese hier wie überall zu humoristischen Intermezzo's Veranlassung bietet, versteht sich von selbst. Sehen wir jenen Tambourmajor an. Die Linie ist bereits gebildet, der Raum für den Zug frei, die Kanonenschüsse zeigen an, daß der König auf dem Punkte ist, den Palast zu verlassen. Die Gasse muß um jeden Preis frei bleiben. Rückwärts fühlt aber eine Dame ganz besondere Neigung ihren Platz zu changiren und die andere Seite zu gewinnen. Sie geräth darüber mit dem diensteifrigen Tambourmajor in einen argen Conflict, der damit endet, daß Beide zu einem untrennbaren Knäuel zusammenwachsen, der sich unter donnerndem Gelächter der Masse in der Mitte der Straße balgt. Der Bataillonscommandant sprengt wüthend heran — es hilft Alles nichts, die Zwei sind wie zwei siamesische Zwillinge zusammengewachsen und nicht von einander zu bringen. Die Epauletten des Tambourmajors haben

sich in die Mantillefransen der Dame verfangen und nur ein Zerreißen des gordischen Knäuels macht dem Schauspiele ein Ende, das einer Burleske alle Ehre gemacht hätte.

Jedes Nationalgardebataillon führt auch eine Marketenderin mit sich, die, einen Calabreser auf dem Haupte, das Schnapsfäßchen im Schweiße ihres Angesichtes weiter schleppt.

Immer dichter starren die Menschenmassen. Man begreift nicht, wie auch nur Einer noch Platz haben kann, und doch kommen immer neue Zuzüge, und jetzt vollends schwenken die Guiden in die Rue royale, in welcher Kopf an Kopf ragt. Man begreift das Wunder nicht, daß da Niemand zertreten wird.

Auf Balconen und in Fenstern die herrlichste Frauen- und Toilettenschau.

Es schlägt eilf Uhr.

Die Kanonen werden gelöst, der Zug setzt sich in Bewegung. Die Capelle der Guiden voran, darauf das halbe Regiment. Die hochrothlivreeirten Hofbedienten und die zweispännigen Gallawagen schließen sich der Truppe an.

Ein stürmisches Vivatrufen zeigt uns das Nahen der hohen Braut an.

Der sechsspännige prächtige Wagen, in dem sie sitzt, ist von einem dichten Menschenknäuel umgeben, der sich in begeisterten Rufen erschöpft. Wir sehen das liebliche Gesicht der hohen Braut, wie es dem Volke ein freundliches Lächeln giebt. Dann nehmen uns die alles verschlingenden Wogen des unmenschlichsten Gedränges auf, in welchem man getreten, gestampft, zerrieben wird. Wir sehen nichts mehr als die glänzende Escorte, die eine zahlreiche Cavalcade, aus allen Generälen und Stabsoffizieren der Truppe und der Garde bestehend, um den Wagen der hohen Braut bildet; die reitende Civilgarde und die zweite Hälfte des Guidenregiments schließen den Zug ab. Die Menge stürmt denselben nach — wir aber enteilen dem reißenden Menschengewoge.

Wir wollen nun den Tagebuchsblättern von 1853 die von 1856 anreihen.

# 1.

Brüssel am 19. Juli 1856.

Ei, da sind sie ja wieder jene langen, überfüllten Expreßzüge, wie sie vor drei Jahren ungefähr um dieselbe Jahreszeit von Deutschland gegen Belgien hindampften, das sich eben schmückte die liebliche Braut aus Oesterreich würdig zu empfangen! Heute wie damals, wo es galt in der jugendlichen Erzherzogin die künftige Königin zu begrüßen, flaggt das ganze Land und ein freudiges Regen und Schaffen geht durch die durcheinanderfluthenden Menschen, deren Denken und Reden sich nur um einen einzigen Punkt dreht; um die Feste, welche die dankbare Nation dem verehrten König Leopold zur fünfundzwanzigjährigen Feier seiner Thronbesteigung bereitet.

Kaum hat man die in ihren kolossalen Bärenmützen gigantenhaft groß aussehenden Grenadiere in Verviers durch die Vorzeigung der Pässe befriedigt, so drängen sich dem Blick auch schon auf der belgischen Seite des Bahnhofes jene riesengroßen Zettel auf, mit welchen der Franzose und der Belgier seine Feste in Scene zu setzen liebt. Das so kolossaler Einleitungen ungewohnte deutsche Auge kann über diesen verschwenderischen Annoncen-Apparat nur staunen. Mit schwindelnder Ehrfurcht sieht es diese zwölf Fuß hohen Zettel, welche zu beiden Seiten arabeskenartig von nationalen Emblemen eingerahmt sind, und theils symbolische, theils wirkliche Gestalten, Soldaten und Nationalgarden in der Verbrüderung andeutend, als Staffage des das Programm der Julifeste markirenden Textes zur Schau tragen.

Und hat man einmal Verviers im Rücken, so findet man in ganz Belgien kaum ein Haus, auf dessen Giebel die schwarz-roth-gelbe Fahne nicht flaggte. Die Wächterhäuschen an der Bahn sind bewimpelt, von den Thürmen der Kathedralen selbst wehen die nationalen Paniere hernieder und unbeschreiblich ist der prächtige Anblick, den eine malerisch situirte Stadt, wie z. B. Lüttich, mit ihrem

farbigen und stets bewegten Fahnenschmucke bietet, wenn man von der Höhe des Bahnzuges auf das bunt überflaggte Häuser- und Dächermeer niedersieht.

Die Bahnhofsinspektoren haben in diesen Tagen ein hartes Stück Arbeit. Sie müssen ihrer nationalen Artigkeit und Zuvorkommenheit wider Willen Schranken setzen und dadurch, daß sie jedem Individuum den kleinmöglichsten Raum oktroyiren, der Entwicklung und Ausweitung des persönlichen Reisekomforts immer von Neuem entgegentreten. Halb Belgien will ja nach Brüssel — und so erweisen sich denn auch in jeder größeren Station die energischen Maßregeln, welche das körperliche Volumen der Reisenden auf ein Minimum zusammen zu drängen streben, als ungenügend, und neue Waggons müssen angehängt werden, so daß sich endlich in Mecheln „Gewicht an Gewicht hängt," um klassisch zu sprechen.

In Lüttich und mancher anderen Stadt, die wir passiren, regen sich rasche Hände, um goldene Lasten auf die Waggons zu heben. Wie das glänzt und flimmert an den gothisch zugespitzten Säulen, an den schlanken Triumphwagen, die den großen historischen Aufzug in Brüssel zu vervollständigen und zu ver-

schönern bestimmt sind! Jede größere Stadt liefert zu der großen historischen Cavalcade, die im Brüsseler Festprogramm für den dreiundzwanzigsten Juli angesagt ist, einen oder nach Umständen mehrere prachtvoll dekorirte und bemannte Wagen, welche das charakteristische Element des betreffenden Platzes geltend zu machen geeignet sind. Diese Fuhrwerke sind nun flimmernd vergoldet, und wenn sie mit Mühe auf die Lastwaggons gehoben werden, so sieht es sich kaum anders an, als kämen Goldbarren zum Transporte.

Ueber Brüssel selbst hängt ein schwerer grauer Himmel, der uns kassandrisch anmuthet. Aber wir sind in diesem Sommer die Negation alles Sommerlichen und somit auch die Negation jedes blauen Himmels so gewöhnt, daß es uns nachgerade so ziemlich gleichgültig geworden, „ob die Wolke sie verhülle" — die Sonne nämlich! Die Brüsseler sehen aber mit bangen Gefühlen zu der unheilweissagenden Wolkenformation empor, die sie unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum aus dem Gleichgewicht bringen würde. Haben sie doch ihre herrlichen Passagen, in denen sie Trost suchen können gegen jegliche flüchtige Wind- und Wetterlaune! Wenn

es aber in diesen Passagen flaggt wie heute, wenn fünfzig vergoldete Lustres, vorgerichtet für die allgemeine Beleuchtung, ihre schlanken Arme nach allen Richtungen auszweigen, und wenn es dann zwischen den glänzenden Verkaufshallen und Cafés, welche die beiden Fronten der Passagen einnehmen, von zehntausend geputzten Spaziergängern wogt, dann ist dies ein Anblick, der nicht seines Gleichen hat, man müßte denn das warme bewegte Abendleben eines Pariser Boulevards, aber auch da nur die Strecke von den Kapuzinern bis zum Thore St. Denis, danebenstellen.

Die Menge, welche in den überfüllten Passagen keinen Raum findet, wälzt sich durch die Straßen, welche der König bei seinem Einzuge am einundzwanzigsten Juli passiren wird, und an deren Ausschmückung tausend Hände arbeiten. Und doch erscheint es als ein halbes Wunder, wenn Alles fertig werden soll, was nur erst in rohen Umrissen angelegt erscheint. So trägt die place royale nur noch nackte, mehr als haushohe Gerüste, welche in den nächsten Tagen triumphbogenartig überkleidet werden sollen. Mit geschäftiger Grandezza schreitet der Dekorateur vor den Gerüsten einher, in der Hand die Planrolle

ordnet er die Entwickung der Tableau's an, und eben ziehen zehn Arbeiter auf seinen Wink riesige Gestalten alter Franken und Kelten, Holländer und Gallier in die Höhe. Dort leimt wieder eine fleißige Hand die Goldlettern an, welche das Wort Sapientia künden, aber der Platz, den die Weisheit selbst auf dem Triumphbogen einnehmen soll, ist noch leer, der Maler hat die seltene Göttin noch nicht fertig gebracht.

Eine unabsehbare Reihe von Fahnen und Dekorationen zieht sich die schlanke Linie der rue royale hinab und rahmt auch das üppige Grün des Parkes ein, der von Spaziergängern überfluthet ist. Einfach und schmucklos löst sich das königliche Palais von dem grünumrankten Platze los.

In der Berg- und Madeleinestraße, durch welche beiden sich der vom Laekener Thore daherkommende Königszug bewegen wird, hat die Fenstervermiethungs-Industrie ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Fenètres à louer ist hier wie in der rue neuve das Losungswort eines jeden Hauses, und die Phrase hat im Augenblick eine solche Bedeutung und wahrscheinlich auch eine solche Zugkraft, daß der Inhaber eines Ladens keinen Anstand nimmt, mit den großen Let-

tern derselben die gewöhnliche Thüraufschrift: „Hier spricht man Deutsch“ oder „english spoken“ zu überdecken. Und wo keine Fenster zu vermiethen sind, da ist doch gewiß ein Zimmer „présentement“ zu haben.

Die Festtage Brüssels sind gar schlimme Tage für eine sehr schätzbare, weil ungemein brauchbare Klasse der Brüsseler Bevölkerung. Die dienstbaren Geister Brüssels hängen buchstäblich zwischen Himmel und Erde, und an die Fensterstöcke angeklammert, vollführen sie die Scheuerung der Häuser und Fenster auf eine Art, die den Passanten unausgesetzt in peinlicher Doppelfurcht erhält; wird ihm nicht ein Kübel Wasser auf den Kopf geschüttet, so muß er zittern, plötzlich eine menschliche Gestalt im Hinabstürzen auf seinen Schultern ein provisorisches Halt machen zu sehen. Daneben werden von einer Breitseite der Straße zur andern reich ausgestattete Lustres, von farbigen Ballons gebildet, gezogen, welche bei der Beleuchtung ihre Schuldigkeit thun sollen.

Den glänzendsten Eindruck macht der große Platz, welchen schon unter gewöhnlichen Umständen das majestätische Stadthaus mit seinem an vierhundert Fuß hohen, wunderbar schlanken Thurm zu einem der imposantesten Plätze qualifizirt. Gegenwärtig er=

hebt sich vor dem mit Gold geschmückten Hotel des Brasseurs ein architektonisch hübscher Triumphsäulenbau in Tempelform. An der Instandsetzung des dem Stadthause gegenüberliegenden Broedhauses wird noch gearbeitet. Das Haus trägt die alterthümliche Aufschrift: Peste, fame et bello libera nos Maria! Bricht man sich durch die Menschenmenge Bahn, welche diesen Platz in den Nachmittagsstunden, das Fortschreiten der Festvorbereitungen betrachtend, bedeckt, so gelangt man zu der Triumphpforte auf dem Münzplatze, welche in der Richtung gegen die rue neuve die Aufschrift trägt: „Die Stadt Brüssel dem Könige Leopold.“ Und hier stehen wir vor dem königlichen Theater, welches mit wunderbarer Schnelligkeit an die Stelle des vor zwei Jahren durch Brand zu Grunde gegangenen getreten ist. Das ein großes Viereck bildende Haus nimmt die Mitte des Münzplatzes ein und stimmt in seinen Formen mit dem niedergebrannten Baue fast ganz überein. Ganz frische goldene Lettern notiren die erst jüngst stattgehabte Vollendung des Neubaues durch die Jahreszahl 1856. Im Augenblick sind die großen, das Theater umgebenden Cafés so besucht, daß sie ihre Tische bis weit in den Platz hin-

aus und fast an das Theater hingerückt haben, so daß dieses den Centralpunkt eines eigenthümlich bewegten und frisch munteren Straßenverkehres bildet.

Man gibt den „Nordstern.“ Obwohl uns das bunte Straßengewühl festhalten will, können wir der Versuchung, einzutreten, nicht widerstehen. Indem wir unsere Karte lösen, zieht ein eigenthümlicher Aufzug unsere Aufmerksamkeit auf sich. Von einem Rudel lustiger Jungen umschwärmt, werden die kolossalen Statuen, welche Belgien, das Königthum, die Unabhängigkeit, die Treue, die Kunst u. s. w. repräsentiren, ihrem Bestimmungsorte zugeschleppt. Dieser ist der Josephsplatz, derselbe Platz, auf welchem König Leopold von Belgien am einundzwanzigsten Juli 1831 die Verfassung beschworen hat.

Da auf diesem Platze einer der Hauptmomente des Festes sich abwickeln wird, so ist für besonders großartige Dekorirung desselben Sorge getragen. In der Mitte desselben erhebt sich ein halbbogenförmiger Bau, welcher in mehrere Bogen und Tribunen getheilt und bestimmt ist, den König und den Hof, so wie alle an der Feier Theil nehmenden Körperschaften aufzunehmen. Rings um den Festplatz aber feiert die auri sacra fames ihre Triumphe. Kolossale

Gerüste werden gezimmert, und obwohl man noch nicht recht absehen kann, wozu sich der Bau eigentlich gestalten wird, so trägt er doch schon die Vorderfronte die Aufschrift: „Plätze für die Feier am einundzwanzigsten Juli. — Preis zehn und zwanzig Francs." Und um den Kauflustigen die Sache zu erleichtern, sind die betreffenden Platzvermiethungsbureaus auf offener Straße aufgeschlagen. An einem Tischchen sitzt ein Mann in einer blauen Blouse und notirt die Vormerkungen für die Plätze. Eben fängt es zu regnen an, was jedoch durchaus keine Verlegung des fliegenden Bureaus zur Folge hat. Der Blousenmann spannt vielmehr ganz gemüthlich seinen baumwollenen Regenschirm auf und führt unter dem Schutze desselben seine Geschäfte fort. Auch die umliegenden Realitätenbesitzer suchen nach besten Kräften von der guten Gelegenheit Nutzen zu ziehen und auf den Gerüsten ihrer im Bau begriffenen Häuser, ja selbst auf den Mauern, und wo es nur halbwegs thunlich ist, erheben sich Apparate, die bestimmt sind, Schaulustige aufzunehmen.

Doch wir waren ja auf dem Wege in das Theater. Dasselbe wurde nur aus Anlaß der Feste und für die Dauer derselben geöffnet, und um dem Pu=

blikum in dieser Glanzzeit etwas Ungewöhnliches zu bieten, gewann man mehrere erste Mitglieder der lyrischen Oper in Paris, unter denen namentlich Mad. Barbot, die die Katharina sang, durch Adel der Erscheinung, große Stimme und reine Koloratur hervorragt. Die Oper ging mit einem Aufwand und einer Ausstattung in Scene, deren sich die Pariser Oper nicht zu schämen brauchte.

Das neue Theater selbst gewährt im Innern einen prachtvollen Anblick. Es mag im Raume etwas beengter sein, als das Berliner Opernhaus und das Münchener Theater, dürfte auch überhaupt in seiner reizenden Form eher mit der komischen Oper in Paris zusammenfallen, obwohl es dieselbe an Reichthum der Ausstattung überragt. Besonders gewährt der Plafond mit seinen reichen Malereien einen imposanten und zugleich reizenden Anblick. Der erste Rang tritt übrigens wie im Münchener Theater, ziemlich weit hervor, während sich Bogen und Gallerien im Fonde abrunden. Der erste Blick, sobald man eintritt, fällt auf einen deutschen Namen: „Gluck“ lautet der erste Name in der Reihe jener großen Firmen, welche den ersten Rang einrahmen.

## 2.

Brüssel, am 20. Juli 1856.

Wir stehen eben vor dem Palaste der Nation, dessen prächtig dekorirte und erleuchtete Halle man mit Orangebäumen garnirt, während man den Balcon in einen Garten umwandelt, als die Kanonen zu donnern anfangen.

Es ist acht Uhr Abends — das Fest wird eingeläutet.

Eine unbeschreibliche Bewegung geht durch die Menge, welche die schönen breiten Straßenlinien durchwogt, die den dunklen Park einrahmen. Es gibt naive Naturen sogar, welche sich bei dem ersten Kanonenschusse in stürmische Bewegung setzen, um dahin zu eilen, wo man schießt. Sie wollen nichts versäumen und die Sache ab ovo verfolgen.

Die Männer der blauen Blouse haben ihr Werk so ziemlich vollendet. Sie hatten ein hartes Stück Arbeit in den letzten Tagen zu überwinden — nun bricht ihr Feierabend heran, durch in Aussicht gestellte Freitheater und Gratisvergnügungen illustrirt.

Die Feste können beginnen — Brüssel ist geschmückt. Es ist schön, wie eine Frau, die das prächtigste Gewand angethan, um ihre lieblichen Formen zu heben. Vor lauter Blumen, Fahnen, Statuen, Triumphbogen, Guirlanden, Emblemen, Säulen und Lampen sieht man fast nichts von den Häusern der Stadt. Und nun der herrliche Anblick, wenn man von dem Plateau an der rue royale, da wo sich die halbfertige und mit Blumen verkleidete Constitutionssäule erhebt, die Stadt überblickt! Wie das weht und wallt von den Zinnen der Häuser, von den Spitzen der Thürme im buntfarbigen Fahnenschmucke! Und dann diese lebendigen Straßen, deren Fronten und Balcone mit Teppichen und buntem Zierrath überkleidet sind, über deren Breitseite Blumenguirlanden gezogen sind, während von der Höhe wie von unsichtbarer Hand gehalten, riesige Fahnen niederwehen.

Vor allem aber diese glänzende Perspective, welche

sich dem Auge eröffnet, wenn man durch den Triumphbogen der Rue Guimard nach dem Josefsplatze hinblickt, wo sich die große Königstribüne erhebt. Eben schwebt der purpurrothe, goldüberkleidete Altarhimmel in die Höhe, unter welchem der Erzbischof von Mecheln das Tedeum anstimmen wird.

Innerhalb der durch Schranken eingerahmten Strecken des Platzes sind tausend Stühle für die Zuschauer aufgeschichtet, und die Arbeiter nehmen auf Grundlage von vorgezeichneten Situationsplänen Vormerkungen für die Plätze auf der zum Besten der Arbeiter am Josefsplatze errichteten Estrade an, den Sitz zu fünfzehn Franken.

Alles ist fertig, bis auf die drei großen Triumphpforten am Josefsplatze, an denen wohl noch die ganze Nacht dekorirt werden wird. Eben ziehen sie unter unsäglichen Anstrengungen auf die Höhe des Ehrenbogens, der die Aufschrift trägt: Belgae grati errexerunt Leopoldo regi, die kolossalen Tableaus, welche auf die Sanctionirung der Verfassung und auf die Thronbesteigung des Königs Bezug haben.

Aus dem Vauxhallgarten tönt lustige Musik, die die Straßen durchfluthenden Menschen zeigen immer heiterere Mienen, denn der den ganzen Tag über trübe

Himmel, welcher regelmäßig für jede Stunde einen Regenschauer hatte, fängt an sich aufzuhellen.

Vielleicht haben die Brüsseler Kanonen auch die Sonne hervorgedonnert aus ihrem Verstecke.

Die Läden sind alle glänzend erleuchtet und das Geschäftsleben fluthet noch um zehn Uhr Abends durch die ganze Stadt. Es gibt doch noch tausend Einkäufe zu machen, und die Kaufleute, welche die dreifarbigen Fahnen und Dekorationsstoffe nach der Elle zumessen, können für die Arbeit nicht genug Hände auftreiben. Die glänzendsten Geschäfte hat heut aber unstreitig der Blumenmarkt gemacht. Brüssel hat eine kolossale mit Glas überdeckte Markthalle, deren untere Räume die Grünzeug- und Obstverkäuferinnen einnehmen, während die Galerie zur rechten Seite dem Geflügelhandel gehört, jene zur linken aber, einen wahren Garten bildend und angenehm duftend, von Blumenhändlerinnen occupirt ist.

Eigenthümlich ist es, den Prozeß zu verfolgen, welchen Brüssel bezüglich der Physiognomie seiner Bewohner in den letzten Tagen durchgemacht hat. Vor drei Tagen, als ich ankam, war Brüssel eben noch Brüssel. Man gewahrte auf den Promenaden und in den Straßen nur spezifisch Brüsseler Gesich-

ter und Toiletten, da war alles elegant, fein, distinguirt, graziös. Dann ergoß sich mit einem Male das Heer der Provinzler in die Stadt. Man sah die Nationalgarden der Provinzstädte in voller Uniform, mit dem Gewehre auf der Schulter, quartiersuchend durch die Stadt stürmen, Handsäcke und Reisetaschen in der Hand; die Damen vom Lande in etwas zurückstehenden Toiletten trugen sich ihre Hutschachteln vorsorglich selbst nach ihren Absteigequartieren, Blousenmänner rückten zu Hunderten und Tausenden ein — sendet doch Lüttich allein ein Bataillon Arbeiter, welches seinem, die Minen-Industrie repräsentirenden Wagen bei der historischen Cavalcade des 23. Juli das Geleite geben soll — ganze Regimenter Soldaten marschirten in die Stadt ein, und Offiziere und Mannschaften wanderten nun rüstig durch die Stadt. Seither ist Brüssel nicht mehr Brüssel, — es hat sich zu Belgien umgewandelt. Dadurch ist es lebendiger, malerischer in seinem Straßenleben geworden, hat aber an Eleganz verloren. Man hört jetzt mehr flämische als französische Laute, sieht weit mehr Blousen und Uniformröcke als Fräcke, weit mehr zerknitterte Landdamenkleider als Cashemirshawls.

Wunderbar dünkt es uns aber immer, wenn wir diese keinen Augenblick nachlassende Einwanderung in die Stadt gewahren, wo alle diese Leute ein Unterkommen finden; den ganzen Tag über geht in fast ununterbrochener Reihe ein Zug von Wagen durch die Stadt, welche die Reiseembleme in den mannigfaltigsten Formationen in Koffer-, Schachtel-, Taschen- und Nachtsackform auf dem Verdecke zur Schau tragen. Dazwischen schleichen in schüchternen Gestalten die Provinzler, welche sich den Luxus einer Droschke nicht gestatten mögen, längs der Häuserfront hin, halten die Hände auf den Taschen, in welcher die Uhr oder die Brieftasche steckt, brechen sich mit der kolossalen Reisetasche, die nach dem kirschrothbraunen Gesichte der Träger zu schließen, wenigstens einen Centner wiegen muß, mühsam Bahn, und werfen bewundernde Blicke auf die Triumphbogen und Häuserdekorationen.

Montag, den 21. Juli.

Wieder donnern die Kanonen. Ganz Brüssel ist auf den Beinen und mit ihm ein guter Theil Belgiens.

Durch die Straßen ziehen die Nationalgarden

der Provinzialstädte mit ihren Fahnen, die Arbeitervereine aus Lüttich und Antwerpen, aus Gent und Namur mit ihren sammtenen, goldumrankten Standarten, darauf die Worte zu lesen: Ouvriers de Liège, d'Anvers u. s. w.

So geht es in unabsehbaren Zügen den Sammelplätzen zu. Dazwischen drängen sich geputzte Damen den Estraden zu, Ordonnanzen sprengen durch die Straßen, Musikbanden spielen, die marschirenden Arbeiter singen, das Militär zieht auf, kurz es ist ein Durcheinander, das man sich nicht bunter und malerischer denken kann.

Um zehn Uhr versammeln sich die Offiziere der Garnison von Brüssel und auch diejenigen, welche die verschiedenen auswärts garnisonirenden Regimenter nach Brüssel entsandt, im Vauxhallgarten. Jedes belgische Regiment ist da durch wenigstens sechs Offiziere und einen Zug Soldaten, die eine Fahne tragen, vertreten. Auch die Deputationen der Nationalgarden der Provinz und Brüssels finden sich hier in ähnlicher Vertretung zusammen.

Um elf Uhr setzt sich dieser imposante militärische Zug durch die Gesetzesstraße gegen den Josefsplatz hin in Bewegung. Man kann siebzehn Fahnen der

Nationalgarde und zweiundzwanzig militärische Fahnen und Standarten zählen. Voran zieht ein Musikcorps, dann kommt immer die Deputation der Offiziere der betreffenden Stadt, an welche sich der Zug der Mannschaft anschließt. Die Uniformen einzelner Züge sind sehr einfach — den Waffenrock vertritt eine Blouse von blauer Leinwand, welche gegenüber dem Czako und dem Gewehr sonderbar absticht. Manche Nationalgarden führen ihre Marketenderinnen mit sich.

Dann die Infanterie der Linie, Grenadiere, Pompiers, Artillerie, Lanciers, Guiden, Husaren und Uhlanen, Jäger und Mineurs — alles mit seinem Stabe, seinen Fahnen und Standarten.

Kaum hat dieser Zug die Gesetzesstraße passirt, so rückt schon ein anderer heran. Das sind die Sängervereine Belgiens, die Künstler-Innungen und Arbeiterclubs, wohl an dreitausend Köpfe stark. Sie mögen an hundert Fahnen mit sich führen, die von Gold, Silber und Sammt starren und mit Medaillen verschiedenen Kalibers behängt sind.

Der Zug will kein Ende nehmen und doch folgt ihm schon wieder ein anderer, kaum minder zahlreicher auf dem Fuße. Voran eine Abtheilung der Guiden,

dann ein Durcheinander von Männern in Uniformen, in mit trikoloren Schärpen umhängten Fräcken, in Röcken und selbst in Blousen; das sind die Bürgermeister und Gemeinderäthe der sämmtlichen Städte Belgiens und ihre Gesammtzahl mag leicht viertausend betragen.

Inzwischen ist es Mittag geworden. Das Drängen gegen den abgesperrten Josefsplatz wird immer stärker, die Glücklichen, welche Karten zu der königlichen Tribüne oder ihren Estraden besitzen, suchen sich ihrer Plätze rechtzeitig zu versichern. Unnütze Furcht! Die freie Circulation ist nirgends auch nur auf Minutendauer gehemmt.

Die Läden, welche insgesammt offen sind, haben inzwischen ein ganz eigenthümliches Aussehen gewonnen. Da, wo gestern kostbare Shawls lagen, das Stück zu 600 und 1000 Francs, ist heute eine Ausstellung lebender Blumen zu schauen. Alle Stoffe und Verkaufsartikel sind aus den Auslagskästen verschwunden, Damen und Kinder haben die Stelle eingenommen. Hinter den kolossalen Spiegelfenstern einer einzigen Auslage gewahrt man oft zwanzig, dreißig Köpfe neben- und übereinander. Auch die Fenster und Balcone füllen sich, in den Straßen

bildet das Publikum in der ganzen, mehr als halbstündigen Strecke vom Laekener Thore bis zum Josefsplatz eine feste Kette, welche jedoch die Bewegung in der Mitte der Straße nicht hemmt. Sogar die Wagen können auf allen Plätzen frei cirkuliren.

Es ist zwölf Uhr. In der Gesetzesstraße ertönt lebhafter Trommelwirbel. Die Eskadron der Guiden, die da aufgestellt ist, zieht die Säbel und präsentirt.

Gravitätisch marschirt der Tambourmajor der Grenadiere der Linie daher, sechs Tambours schlagen hinter ihm drein unausgesetzt den großen Wirbel, ein Zug Grenadiere folgt, und von derselben Truppe umgeben, bewegt sich ein imposanter Zug glänzend uniformirter Männer dem Josefsplatze zu. Das ist der belgische Senat.

Grenadiere schließen wieder den Zug.

Unmittelbar darauf folgt unter ähnlicher Eskorte der gesetzgebende Körper. Nur sind die Herren im Civilkleide, und der Tambours, die den großen Wirbel schlagen, sind hier nur zwei.

Und noch einmal Trommelwirbel und eine Abtheilung Grenadiere. Diesmal ist's der Kassationshof, der Appellations- und Rechnungshof von Brüs-

sel, der Magistrat auch, der sich in einem wohl fünfhundert Köpfe starken Zuge unter dem Ehrengeleite der Linie hinbewegt. Die Mitglieder des Kassationshofes haben scharlachrothe Roben, die Magistratspersonen schwarze Talare mit eigenthümlich geformten, oben platten Kappen.

Wir lassen diesen Zug passiren und begeben uns dann auf den Königsplatz.

Ein buntes Gewimmel drängt uns entgegen, tausendstimmig erschallt der Ruf: Der König kommt!

An den Fenstern wird es lebendig, alles stürzt herzu und schon ist die Musik der Guiden da.

Eine Abtheilung der Guiden, dieser imposanten Reitertruppe, folgt, dann einige Eskadronen der berittenen Nationalgarde.

Und nun ist er da, der erste König der Belgier, und ein donnerndes vive le roi tönt ihm entgegen.

Er reitet zwischen dem Herzog von Brabant und dem Grafen von Flandern, zwei jugendlichen Männergestalten von angenehmem, blühendem Aeußern, dankend neigt er sich nach allen Seiten.

Eine Suite von fast dreihundert Offizieren der Armee und Nationalgarde folgt dem König, der in seinen Palast einbiegt, zu Pferd.

Es ist eine unglückliche Feuilletonistenphrase, welche die Sonne in dem Hauptmomente des Festes plötzlich strahlend die Wolken durchbrechen läßt. Und doch muß ich sie hier der Wahrheit gemäß in Anwendung bringen. Der Tag war sehr trübe bis Mittag, zuweilen mußten sogar Regenschirme ausgespannt werden. Das Aergste, das eine festlich geschmückte Menge treffen konnte, stand zu befürchten; da, in dem Augenblicke, wo der König um das Belvue-Hotel umbog und seinen Palast erblickte, brach sich der erste Sonnenstrahl Bahn und seither haben wir einen unerwartet schönen, warmen, sonnigen Tag.

Dem Könige folgen drei sechsspännige Hofgalawagen, deren erster die Marschälle, deren zweiter die Hofdamen enthält, während sich in dem dritten, besonders prächtig ausgestatteten, die Erzherzogin Marie Henriette von Oestreich, Herzogin von Brabant, und Prinzessin Charlotte befinden. Mit ehrfurchtsvollem Grüßen huldiget das Volk den hohen Frauen, kein Kopf bleibt bedeckt, als der Wagen langsam vorüberfährt. Es ist jenes milde, schöne Lächeln, welches den Töchtern des Hauses Habsburg eigen ist, mit welchem die künftige Königin der Belgier der Volksfreude dankend entgegenkommt.

Ein unbeschreiblicher Jubel übertönt den Josefsplatz, als der König da ankommt. Schon eine Stunde früher hat man alle zu dem Platz führenden Schranken geöffnet und das Volk frei und ungehindert einfluthen lassen. Die Tribunen, welche den Thron umgeben, sind mit der Elite der Bevölkerung Brüssels, ja Belgiens besetzt. Es ist ein reizendes Durcheinander von prächtigen Damentoiletten, goldstrotzenden Uniformen und einfachen Fesströcken.

Zu Füßen des Thrones steht das Heer der Communal-Deputirten, der Künstler, Sänger und Arbeitervereine, der Deputationen der Armee und der Nationalgarden des ganzen Landes.

Die eingerahmten Räume halten zehntausend Menschen besetzt, die da Sessel gemiethet haben, auf den Estraden ragt es Kopf an Kopf.

Und durch die tausendköpfige Menschheit hallt es jubelnd und herzlich: Vive le roi!

---

# 3.

Brüssel, am 22. Juli 1856.

„Wenn etwas fehlt, um die Feier des heutigen Tages vollständig zu machen, so ist dies die Abwesenheit einer Person die uns allen werth gewesen, — der Königin.“

Mit diesen Worten ungefähr schloß der König seine Rede, die er gestern vor dem gesetzgebenden Körper hielt und in welcher er, unter Anderem, mit gerechtem Stolze gesagt, daß Belgien in 25 Jahren um ein Jahrhundert fortgeschritten sei. Und dieses Wort des Königs hat selbst in materieller Beziehung seine Richtigkeit. Belgien hatte 1831 3,800,000, heute hat es deren 4,600,000.

Wir übergehen die Schilderung dessen, was auf dem Josefsplatze vorging. Wir haben mehr im

Auge, ein Bild des bewegten Lebens zu geben, welches Brüssel in seinen Glanztagen durchwogt.

Nachdem die Präsidenten der gesetzgebenden Körper den König die Adressen ihrer respectiven Häuser überreicht, erhob sich der Kardinal-Erzbischof von Mecheln von seinem am Portal der Josefskirche situirten Throne, durchschritt unter Assistenz der belgischen Bischöfe und eines zahlreichen Clerus den Platz seiner Breite nach, und stimmte auf dem der Josefskirche gerade gegenüber errichteten Altare das Tedeum an. Während der kirchlichen Andacht läuteten alle Glocken der Stadt und dazwischen donnerten unaufhörlich die Kanonen.

Hierauf defilirten die Deputationen der Armee, der Civilgarde und der Communen vor dem König.

War damit auch die eigentliche bedeutungsvolle Feier des Tages vorüber, so legte sich doch keineswegs die Bewegung der Stadt. Nach wie vor wogte es durch die Gassen, und sobald der Nachmittag kam, drängte es gegen den Palast der Nation, in welchem die gesetzgebenden Körper dem König das Festbankett gaben.

Man sagt, daß das Couvert hundert Franken kostete. Die Küche und das Dienstpersonal kamen

aus Paris und waren so zahlreich, daß sie förmlich im Palaste kasernirt werden mußten. Da wir heute Gelegenheit hatten, den Bankettsalon in Augenschein zu nehmen, so wollen wir ein flüchtiges Bild von demselben entwerfen.

Eintretend durch den mit Orangenbäumen dekorirten Hof hat man eine mit Fahnen geschmückte Halle vor sich, die einem Garten ähnlicher sieht als einem Vestibule. Die prachtvollsten Pflanzensorten und Blumen sind da zu effectvollen Massen gruppirt, und dies duftige, farbige Arrangement findet seine Fortsetzung auf den Treppen, die gleichfalls mehr einem blumendurchzogenen Laubengange gleichen. Statuen illustrer Persönlichkeiten brabantischer Vorzeit schmücken, in Marmor gehauen, die Halle.

Durch einige mit Bildern holländischer und belgischer Künstler geschmückte Salons tritt man in den Berathungssaal des Senates. Derselbe wölbt sich zu einer hohen, von Marmorsäulen getragenen, von Galerien umsponnenen Rotunde, die ihre Beleuchtung durch die theilweise Glasbedachung der Kuppel erhellt.

In einem Halbkreise erheben sich die grüngepolsterten Fauteuils der Senatoren. Zu Häupten

des Präsidentenstuhles schwebt ein colossales Bild, eine Apotheose der Selbstständigkeit Belgiens darstellend.

Durch eine Reihe kleiner Säle, welche mit den Bildnissen des Königs und dessen seliger Gemahlin geschmückt sind, und den Charakter von Conferenzzimmern tragen, gelangt man zu der Kammer der Deputirten. Sie ist in ihrer Construction dem Senatsaale gleich, nur sind hier, was die Decorirung anbelangt, an die Stelle der Fauteuils bequeme grüntapezirte Bankreihen getreten. Hat man nun noch einige Gemächer, welche den Quästoren, dem Präsidenten u. s. w. gehören, durchschritten, so prallt man mit einem Male geblendet zurück. Ein wahres Meer von Glanz und Pracht drängt sich einem entgegen, indem man in den Bankettsaal blickt. Die Fenster sind verhängt, aber zwanzig goldstrahlende Lustres verbreiten eine Tageshelle über den weiten Raum. Nebstdem stehen auf den Tischen in Distanzen von kaum drei bis vier Spannen Armleuchter, wovon einer zwölf Kerzen trägt, welche wieder ein Bouquet lebender Blumen umspannen. Diese eigenthümliche Vereinigung von Licht und Grün und Blüthe macht sich wundervoll. Die Tische gleichen

überhaupt kleinen Gärten. Ein jeder enthält in der Mitte ein ganz artiges Blumenbeet, aus dessen Mitte sich in der Regel eine Ananasfrucht erhebt. Daneben diese lichtumspannten, großen Bouquets und gleichfalls bouquetartig arrangirte Zusammenstellungen von edlen Früchten, Pomeranzen, Aprikosen u. s. w. und über all dem der Glanz von mehreren tausend Kerzen!

Die Tische strotzen von Gold und Silber, eine Armee von Gläsern aller Dimensionen bedeckt die Seitentische. Die Sitze sind zum Theil mit rothem Sammet, zum Theil mit grünem Leder überzogen. Die rothsammtenen reichten offenbar nicht für die große Zahl der Gäste, denn Sessel steht an Sessel, die Tische bilden drei Reihen und die Zahl der Bankettheilnehmer mag im Ganzen wohl vier bis fünfhundert betragen haben. Einen besonders prächtigen Anblick gewährt es, wenn man in die Spiegel schaut, welche die Wände der Bankseite bedecken. Da vergrößert sich der Saal ins Unendliche, die Zahl der Lustres verzehnfacht sich und des Lichtes und Glanzes ist kein Ende.

Lustiger Hörnerklang, mit Trommelwirbel untermischt, tönt uns entgegen, als wir das Gebäude der

Nation verlassen. Die Regimenter marschiren in langen Colonnen der Rue royale zu, in welcher die große Revue der Armee und Nationalgarde stattfindet. Aber die Rue royale hat, so lang sie auch ist, keinen Platz, um diese Truppenmassen, deren Zahl leicht fünfundzwanzigtausend betragen mag, zu fassen. Die Truppen müssen sich auch auf den anliegenden Boulevards ausbreiten und ihre Linie beschreibt einen weiten Bogen, der beim Königsplatze anfängt und ebenda wieder mündet.

Die Leute wissen nicht, wohin sich zu wenden. Hier die Parade — dort im Parke lockt das Concert im Kiosk, welches die elegante Welt um sich versammelt. Die Sesselvermiether des Parkes blicken mit Wehmuth auf die Trümmer der Stühle, welche dem gestrigen Tage zum Opfer fielen und somit für den heutigen vom Standpunkte lucrativer Verwerthung verloren sind. Es ist nicht zu glauben, wie viel Stühle beim Einzuge des Königs im Park zu Grunde gingen. Die ganze Louvreseite des Parks, gegen die Rue ducale zu, war noch heut früh mit Trümmern bedeckt. Aber ist es denn ein Wunder? Sahen wir nicht mit eigenen Augen den Kampf um

die Plätze? Die Menschen saßen auf Illuminationsstangen!

Um halb ein Uhr verkündete ein rauschendes Getöse von tausend fernen Rufen die Ankunft des Königs. Er kommt von einem glänzenden Gefolge von Offizieren und Generalen aller Grade und Waffengattungen umgeben. Ein tausendstimmiger Willkommensruf tönt ihm entgegen. Indem er den Boulevard des Regenten langsam hinabreitet und seine Aufmerksamkeit zwischen die Truppe und das Volk theilt, springt eine alte Frau aus der Masse des letzteren hervor, tritt an ihn heran und überreicht ihm eine Schrift. Der König neigt sich gegen die Frau, nimmt den Bogen und steckt ihn in die Brusttasche. Der Bittstellerin Beginnen erregt kaum flüchtige Aufmerksamkeit.

Die Armee setzt sich die Boulevards hinab in Bewegung, um vor dem König zu defiliren. Am Königsplatz sind vor dem Palaste des Königs die Deputationen der Armee und Civilgarde aus der Provinz aufgestellt.

Diese beginnen das Defiliren. Die Terrasse des Herzogspalastes, auf welcher auch die großen Concerte, die im Programm der Festtage stehen,

aufgeführt werden, ist mit einer dichten Menge eleganter Zuseher bedeckt. Eigentlich war sie den legislativen Körpern vorbehalten, doch bilden Damen das vorwiegende Element. Ueben diese doch häufig im Leben die legislative Gewalt aus, warum sollen sie nicht hier neben den Deputirten sitzen?

Aber kaum hat das Defiliren begonnen, so sendet der Himmel, der heut besonders gut aufgelegt schien, einen Regenschauer von unendlicher Intensität nieder.

Die Fiacre's werden eine kostbare Waare, denn wie können die sechs oder siebenhundert, die Brüssel aufzuweisen hat, den Anforderungen dieser regendurchnäßten Menschheit genügen, die nach zehntausenden zählt?

Um drei Uhr marschiren noch die Truppen im langen Zuge über den Boul. du jardin botanique. Der Himmel klärt sich wieder auf, er lacht, als ob er uns nur hätte höhnen und beweisen wollen, daß er noch immer der Sommer von 1856 ist.

Heut Abends geht die festliche Beleuchtung der Stadt vor sich. Die großartigsten Vorbereitungen sind getroffen, die eleganteren Boulevards sind mit Millionen von Lampen besäet.

Ehe das Abendschauspiel angeht, hat das Publi-

kum Zeit, alle öffentlichen Kunstsammlungen, die Waffensammlung u. s. w. zu besehen, da alles mit Liberalität aus Anlaß der Feste der Gratisbesichtigung offen steht. Auch die Hortikulturisten und die Aquarellmaler haben den Trubel dieser Tage zu Ausstellungen ihrer Producte benützt. Nur das Theater täuschte sich offenbar in den Erwartungen, die es auf diese Tage setzte. Ich war gestern wieder im Theater St. Hubert, welches doch, in den Passagen gelegen, die günstigste Position hat, da man im Zwischenakte nur hinauszugehen braucht, um inmitten des bewegten Lebens der Passage zu stehen, in welcher man sich von acht Uhr Abends an nur schiebend und geschoben fortbewegt. Und doch fand ich kaum zweihundert Menschen da. Man ließ neun Akte vom Stapel, was würde ein deutsches Publicum dazu sagen? Das französische denkt, je mehr desto besser, und würde selbst zwölf Akte nicht verschmähen.

---

## 4.

Brüssel am 23. Juli 1856.

Die Kanonen donnern den Beginn des dritten und letzten Festtages ein. Man sollte denken, die ganze Bevölkerung Brüssels müsse noch vom Schlafe umfangen sein und von der gestrigen Illumination träumen, die sie bis weit über Mitternacht auf den Beinen und im Athem hielt, und doch sind schon um acht Uhr früh die Straßen so belebt, daß man sich nur langsam vorwärtsbewegen kann. Wann schlafen diese Leute, frägt man sich unwillkürlich? Um zwölf Uhr Nachts arbeitete ich mich gestern aus dem Gedränge der die erleuchteten Straßen bewundernden Menge, und da war noch alles lebendig, alle Läden waren offen, Hunderttausende flutheten durcheinander und heut mit dem Frühesten flaniren dieselben Leute schon wieder munter durch die Straßen.

Sie erlassen mir wohl die Beschreibung der Illumination. Solche Schauspiele haben stets mehr oder

weniger nur ein locales Interesse. Wenn man die Beschreibung derselben goutiren soll, muß man die Localität genau kennen. Nur dies eine sei hier bemerkt, daß die Linie der frequenteren Boulevards zu einer, einem glänzend beleuchteten Ballsaale ähnlichen feurigen Galerie metamorphosirt war. Lustres in allen möglichen Formen senkten sich aus dem Düster der Nacht nieder, leuchtende Guirlanden verbanden die aus Millionen Lampen gebildeten Lichtgalerien, die sich zu beiden Seiten der Hauptbahn der Boulevards hinzogen. Eine warme Sommernacht begünstigte das Schauspiel, nur waren die Boulevards hie und da durch den Gußregen des Mittags und die Tausende von Soldaten, die darüber hingezogen waren, in wahre Sümpfe umgewandelt.

Von der Illumination gehen wir zu einem anderen Schauspiel von den grandiosesten Dimensionen über. Das Arrangement historischer und symbolischer Cavalcaden ist eine Specialität der Belgier, in welcher sie wahrhaft groß sind. Ich habe bereits Prachtvolles in diesem Genre im August 1853 in Brüssel gesehen; damals verherrlichte eine ähnliche Cavalcade das Festprogramm der Vermählungsfeierlichkeiten, doch wurde heute wo möglich noch Großartigeres geleistet.

Wir ersuchen den freundlichen Leser uns auf den Boulevard von Antwerpen zu folgen. Hier fassen wir Posto unter den Tausenden, welche der Dinge harren, die sich in der Allée verte, einem schönen, bis zum Laekener Kirchhofe hinführenden Baumzuge vorbereiten.

Es ist drei Viertel auf ein Uhr, als sich die berittenen Gensdarmen wegbahnend in Bewegung setzen. Ihnen folgt der Polizeidirector von Brüssel zu Pferd, unter Assistenz eines zweiten Zuges von Gensdarmen.

Und nun wälzt sich ein riesiger Wagen daher, eine Wagenburg kann man es nennen, denn das Fuhrwerk überragt mit seinem Arrangement ein dreistöckiges Gebäude. Es ist der Triumphwagen Chlodwigs, des Fürsten der Salischen Franken, welcher der Römerherrschaft um die Mitte des fünften Jahrhunderts in den gegenwärtigen belgischen Provinzen ein Ende machte. Eine goldene Lorbeerkrone schmückt sein Haupt, die römischen Gefangenen folgen dem Triumphwagen und mit ihnen eine Schaar erbeuteten Viehes, riesige Rinder, ein Rudel gleichartiger Hunde, über Hundert an der Zahl, wie solche die Franken mit sich führten. Frauen reiten im Zuge der fränkischen Krieger mit.

Dem in seinem Rückentheile zu einem Castell aufgethürmten Wagen Chlodwigs folgt ein sehr pittoresk ausgestattetes Fuhrwerk von eben so riesenhaften Dimensionen, die Jagd mit allen ihren Emblemen darstellend. Diesen Wagen hat Luxemburg gestellt. Der Jagd folgt die Poesie des Mittelalters. Sechzig Minnesänger ziehen einher, den Wagen begleitend. Sie tragen Lauten und schlagen die Leier, dabei aber sprechen sie flämisch und stellen sich mit jedem Chasseur vom dritten Regimente, den sie zufällig unter den Zuschauern erblicken, auf einen so vertraulichen Fuß, daß dies den poetischen Eindruck einigermaßen stört, indem es die wackeren Minnesänger in den Geruch bringt, als ob sie mit in den Verband der Chasseurs vom dritten Regimente gehörten. Doch mag ihnen das Flämische noch hingehen — befanden sich doch Einige unter den kernigen salischen Franken im Gefolge Chlodwigs, welche Cigarren rauchten; und am Hofe Isabella's von Arragonien, welcher in einem der später kommenden Fuhrwerke etablirt war, befand sich ein Individuum, welches Brillen mit moderner, dünner Stahleinfassung trug. Solche kleine historische Unrichtigkeiten breiten einen gewissen humoristischen Anflug über die

betreffende Partie, der dem Ganzen übrigens schon darum nicht schadet, weil die naive Menge die Sache nicht auffaßt.

Das Glänzendste, was in der Decoration und in Costümen geleistet werden kann, trug aber der nun folgende Wagen Brabants zur Schau. Ihm voran schritt ein ganzer Heereszug von spanischen Söldnern, Rittern, Grands und Prälaten. Da war eine Verschwendung von Sammet, Seide und Gold, wie man sie in der glänzendsten Ausstattungsoper kaum reicher verlangen kann. Und nun der Wagen! Inmitten der Säulen des Herkules erhob sich Karls des Fünften Thron Granden und Prälaten jeden Ranges umgaben den Monarchen, zu dessen Häupten die Sonne schien, die in Karls Reichen nie unterging, das Motto des Monarchen „plus ultra“ bestrahlend. Kinder aller Weltgegenden, Weiße und Schwarze, umgaben den Thron des Herrn der christlichen Welt.

Der Wagen, der Antwerpen repräsentirte und den Hof Mariens von Oestreich in malerischer Gruppirung enthielt, war mit acht Pferden bespannt, welche sich sehr widerspenstig zeigten und immer Miene machten, anstatt die gerade Straße zu verfolgen, einen Abstecher unter die Zuschauer zu ma-

chen, woran sie mit aller Kraftanwendung von zehn und mehr sie geleitenden Männern gehindert werden mußten, was eine Verzögerung von mehr als einer Viertelstunde zu Wege brachte.

Und nun kam der Wagen von Nivelles, nachdem man endlich jenen von Antwerpen mit harter Mühe flott gemacht. Vierzig Pferde zogen ihn, Bauern gaben zu beiden Seiten das Geleite, ein Trupp von Landleuten mit Hunden, Schafen und anderen Hausthieren folgten ihm.

Was aber bewegt sich jetzt so langsam, von einer kolossalen Figur überragt, daher? Das ist der Wagen der Provinz Lüttich, den der Genius Belgiens krönt. Und mit dem Wagen geht ein ganzer Heereszug von Gewerken und Arbeitergruppen, Männer und Weiber durcheinander, aber Alles soldatisch geordnet. Da ist die bekannte Unternehmung des vieille montagne, da sind die Minenarbeiter mit ihren Grubenlichtern, ihrer helmartigen Kopfbedeckung und dem Leinenkittel, weiter die Arbeiter in den Eisenwerken, mit Strohhüten und blauen Blousen die Einen, mit breitkrämpigen weißen Filzhüten und weißen Kitteln die Anderen. Daneben die Weiber, die ihnen zur Hand sind, alle Gewerke auch, welche

der blühenden Industrie Lüttichs in die Hände arbeiten. Und jede Gewerkschaft führt ihre Fahne mit sich, und der Fähnlein und Standarten giebt es leicht über Hundert. Zählt doch das vereinigte Musikcorps dieser gebräunten Männer der Arbeit weit über hundert Köpfe.

Nun schleppen sechs Rosse eine Locomotive in Lebensgröße daher, von allen Emblemen der Maschinenfabrikation umgeben. Und auch damit hat das gewerbreiche Lüttich noch nicht seinen letzten Trumpf ausgespielt! Wo sind denn Lüttichs Waffen, die einen Weltruf genießen und nach aller Herren Ländern gehen? Da sind sie! Welch ein kolossaler Wagen, oder noch besser, welch imposantes Arsenal! Hier die Waffen des Mittelalters, da die Gewehrpyramide, die Pistolensammlung, und in der Mitte der eiserne Vierundzwanzigpfünder von Kugelpyramiden umgeben. Und da der Bombenkessel, und über all dem eine Galerie von Fahnen und Rüstungen, hinterdrein marschirend die Waffenschmiede von Lüttich in Gruppen getheilt, je nachdem sie Luxus-, Vertheidigungs- oder Angriffswaffen schaffen. Aber warum stockt der Zug plötzlich?

Der Industriewagen der Provinz Lüttich ist zu

überladen, er kann nicht weiter. Besonders der kolossale belgische Löwe, der hinter dem Genius Belgiens steht, drückt ihn nach der Seite, und nachdem sich vier Männer vergebens abgemüht haben den Löwen zu halten, machen sie sich auf Befehl der Festordner daran, ihn zusammen zu hauen. Vier Aexte fallen gleichzeitig auf das kolossale Thier nieder. Aber es ist so massiv construirt, daß es zehn Minuten dauert, ehe der Löwe verschwunden und zerbröckelt ist. Aber wie ein Schiff nicht immer dadurch gerettet wird, wenn man das Schiffsgut über Bord wirft, so hat man auch in diesem Fall den Löwen vergebens zum Opfer gebracht. Der Wagen neigt sich immer mehr, er muß in der Rue neuve den Zug verlassen, den er zu stören droht und wird in eine Seitenstraße verschleppt, während der übrige Train fortgeht.

Was nun kommt, entlockt wohl jedem ein freudiges Ah! Die sechs Pferde sind mit Blumen umhüllt, so daß man wenig von ihren wirklichen Formen gewahrt, und aus einem felsenartigen Untergrunde erhebt sich eine blühende, grünende, duftende Ausstellung von Pflanzen und Blumen, von einer riesigen Platane überragt. Das ist der Wagen der Gärtner.

Der Friedenswagen, von milchweißen Rossen gezogen, denen reich in Sammet und Gold gekleidete Knappen zur Seite gehen, beschließt den Festzug. Aus einem riesigen Blumenbouquet erhebt sich das Bild des Königs mit dem schönen Motto: „Fünfundzwanzig Jahre des Friedens und der öffentlichen Wohlfahrt."

Weißgekleidete Mädchen, schön von Antlitz und Formen, sitzen auf dem Wagen und streuen Gedichte unter die Menge, unter welcher sich eines jeden Atoms wegen ein Kampf entspinnt.

Indem sich der Wagen daher bewegt, geräth das Bild des Königs ins Schwanken, es neigt sich zur Seite, es droht zu fallen, ein Ruf des Schreckens geht durch die Menge — „wenn der König nur nicht fällt", sagt ein Mann neben mir in körnigem Flämisch, aber gepreßten ängstlichen Tones, und giebt so der allgemeinen Stimmung auf seine naive Art entsprechenden Ausdruck, „wir wollen ja, daß er noch die fünfzigjährige Feier seiner Thronbesteigung erlebt!"

Inzwischen haben Arbeiter den Wagen, der sofort stillhielt, erklommen, es gelingt das Bild zum Feststehen zu bringen — „Gott sei Dank", sagt mein

Nachbar aus erleichterter Brust. Und unter freudigen Acclamationen bewegt sich der Zug weiter.

Das Defiliren desselben hat fast eine Stunde gedauert. Es gewährt nun einen prächtigen Anblick, wie er sich die Höhe des Boulevards du jardin botanique hinanbewegt, um zu dem Königspalaste zu gelangen, wo ihn der König erwartet, den wir Mittags, als er von Laeken kam, in einem einfachen, vierspännigen Wagen die Rue royale hinauffahren sahen.

Und so wären denn die Brüsseler Festtage verrauscht. Das Feuerwerk, welches heut Abends zehn Uhr abgebrannt wird, bildet das effectvolle Schlußtableau.

Wir nehmen einen Eindruck mit uns, der nie verlöschen wird. Brüssel versteht es, wie keine zweite Stadt Europa's, Feste in Scene zu setzen. Es liegt ein Geist der mise en scène in der belgischen Nation, der die Bewunderung herausfordert.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Herbert, Lucian

Erinnerungen an Leopold I., König der Belgier

Leipzig 1866